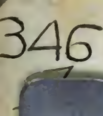
# Der Herr Senator

Wilhelm Jensen



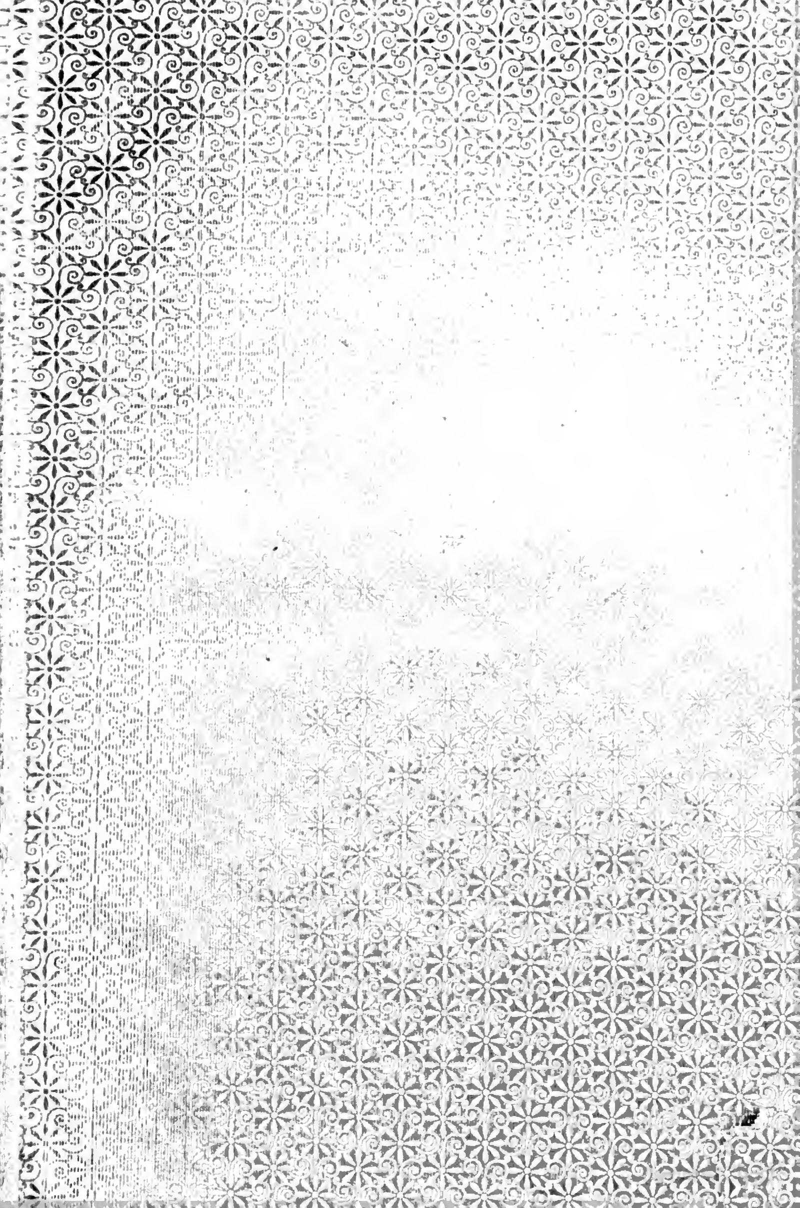




Dei
Sub Numine
Viget







Der Herr Senator.

---

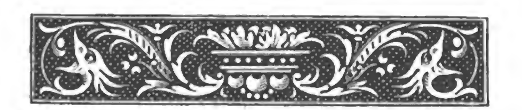
# Der
# Herr Senator.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Leipzig
Verlag von B. Elischer Nachfolger
(Bruno Winckler)
1890.



Eine kleine Stadt am hohen Nordrande Deutschlands, zu diesem noch durch ihre Einwohnerschaft gehörig, doch zum Schattenbegriff des deutschen Bundestages nicht mehr. Für die geringfügige Bevölkerungszahl liegen die Häuser an der breiten Seebucht weithingestreckt, an windstillen Tagen aus dem klaren Wasser zurückspiegelnd. Grüne Hügelwellen mit Saatland und Holzungen heben sich dahinter, treten dicht heran und umschließen im Halbkranze den Ort. Die Ziegelpfannen seiner Dächer sind von langen Jahren fast ausnahmslos gleichmäßig tief gebräunt, nur an zwei oder drei Stellen mischt eine heller in's Roth gehende Farbe sich ein. Doch auch sie spricht schwerlich von einem Neubau, sondern nur von einer Umdeckung; man hat überreichlich für alles Bedürfen in den vorhandenen Gebäuden Platz und denkt nicht daran, neue hinzuzufügen, so wenig als neue Gedanken und Bestrebungen zu den überlieferten der Väter. Wie, aus einiger Ferne gesehen, die Dächer sich über der Wasserebene gegen den grünen Hintergrund hinziehen, besitzen sie heimathlich Trauliches. Sie winken einladend, freundlich entgegen, doch heiter kann man ihren Anblick nicht benennen. Das Ganze ist von nordischem Anstrich, wirft auch das hellste Sonnenlicht

nicht nach südlicher Art flimmernd und blendend zurück, sondern trinkt es in sich hinein. Und wenn der Sommer-Spätabend die letzten röthlichen Strahlen über die Reihe der Dachfirste und Giebel hinfallen läßt, erhält ihr Gesicht etwas Ernstes und Schwermüthiges, überkommt beinahe, ohne daß der Beschauer weiß, warum, mit einem traurigen Gefühl.

Das Städtchen ist noch eine Welt für sich, selten von einem nicht darin heimischen Fuße betreten, kaum von anderen Vorgängen als in seinem eigenen Innern berührt. Viele Meilen fernab liegt ihm die neu erfundene Kunst, auf eisernen Geleisen Wagen durch Dampfkraft fortbewegen zu lassen, wohl von Keinem noch mit Augen gesehen. Die Einwohner betreiben Gewerbe, Ackerbau, Fischfang, etwas Schifffahrt, zumeist nur in kleinen Fahrzeugen nach benachbarten Häfen. Sie sind anspruchslos, und ihr Erwerb genügt ihnen; den Tag hindurch in fleißiger Thätigkeit, rasten sie am Abend friedfertig auf den Bänken vor ihren Thüren. Sie reden von Dem, was draußen in der Welt geschieht, doch ohne daß es sie selbst irgendwie angeht. Das zweimal in der Woche erscheinende Blättchen bringt wenig Kunde davon, und es trägt sich auch in Wirklichkeit fast nichts von Bedeutung zu. Unbewegt, wie der Wasserspiegel der Seebucht in der Mittagsstille, ist die Zeit; von großen Unruhen unter den Menschen, Kriegen zwischen den Völkern weiß man nur aus der Geschichte oder Erzählungen grauköpfiger Alten. Das aufregende Wort Politik ist noch kaum erfunden, zum mindesten noch nicht hierher gedrungen; Wenige im Ort verbinden Anderes,

als einen höchst undeutlichen Begriff mit ihm. Man ist nicht gleicherweise mit allen Anordnungen der entfernt verweilenden Regierung einverstanden, bemängelt wohl einmal dies und jenes und giebt eigene, sachverständigere Einsicht damit kund; aber eine Auflehnung gegen Verfügungen der Obrigkeit wäre nicht denkbar, zumal da man vollen Grund hat, im Wesentlichen mit ihr zufrieden zu sein. Durchweg herrschen in der Stadt einfach gesunder Menschenverstand und schlicht natürliches Menschenempfinden, die Dasjenige, was über ihr Wissen und ihre Bildung hinausgeht, mit Vertrauen den dazu Berufenen anheimgeben. Die höher gestellten Persönlichkeiten der Stadt, der Magistrat, einige Beamte, Aerzte, Advocaten, der Pastor sind angesehen, neidlos beliebt und geachtet; man weiß, daß sie Gutes wollen, in ihrem Thun der Gesammtheit nützen, und erkennt willig ihren durch das „Studirthaben" erlangten höheren Standpunkt an. Rechtsstreitigkeiten und leichte Vergehungen tragen sich wohl zu, doch wirklich Böses, Verbrecherisches ist seit dem Gedenken der Aeltesten nicht bekannt, und der Amtmann, der zugleich staatlicher Administrator und Richter ist, hat als letzterer auf seinem Bureau manche Mußestunde.

Das höchste Vertrauen der gesammten Bürgerschaft genießt schon seit vielen Jahren „der Herr Senator". Er heißt mit Namen Detmar Gundermann, wird indeß fast ausschließlich mit seinem Magistratstitel benannt, und obwohl noch drei Andere diesen gleicherweise mit ihm führen, bleibt Niemand im Zweifel, wenn schlechthin von dem „Herrn Senator" die Rede ist. Der Rangordnung nach

unter dem Bürgermeister stehend, bildet er in Wirklichkeit das bestimmende Oberhaupt der Stadt. Jener, bereits in hohem Alter, leidet schon seit langer Zeit an Kränklichkeit und Schwäche, sodaß er sich gern mit dem Bezuge seines Gehaltes begnügt und die Uebung der Pflichten, Mühen und Machtvollkommenheit seiner Stellung äußerst willig an Gundermann überläßt. Unter anderen Umständen würde man allgemein den Wunsch hegen und Schritte dazu thun, ihn der Unfähigkeit zur Amtsführung halber, pensioniren zu lassen, allein wie die Verhältnisse liegen, geht das Trachten Aller dahin, ihn möglichst lange dem Namen nach an der Spitze des Magistrats zu erhalten. Man hätte eben längst bei der Regierung um seine Außerdienstsetzung nachgesucht, wenn „der Herr Senator" sein Nachfolger zu werden vermöchte. Aber diese Möglichkeit ist abgeschnitten, denn der Bürgermeister muß nach der Vorschrift ein Rechtsgelehrter sein, und Gundermann hat nicht studirt. Er ist als Sohn armer Eltern des Ortes mit vierzehn Jahren zu einem „Krämer" in die Lehre gethan worden, hat manches Jahr hinter dem Ladentische gestanden, den Kunden Reis und Kaffeebohnen, Puderzucker und Syrup zugewogen, bis eine günstige Fügung ihm zur Gehülfenstelle in einem Hamburger Handlungshause verholfen. Dort durch Fleiß, Geschick und kluge Begabung vorwärts gelangt, kam er nach zehn Jahren mit einem kleinen ersparten Kapital in seine Vaterstadt zurück, begann ein wohl calculirtes Geschäft und sah sich bald in Stand gesetzt, um die Hand der Tochter eines angesehenen Kaufmannes werben zu können und durch ihre Mitgift

seinen Betrieb zu erweitern. Vielleicht trug zu der Heirath, wie in den meist überwiegenden Fällen der Art, auf beiden Seiten weniger Liebe als besonnene, rechnende Erwägung bei. Doch der Verlauf der Ehe war ein beide Theile befriedigender, und kein Tadel konnte sie treffen. Mann und Frau lebten in ruhiger Eintracht, gleichmäßig thätig in der Führung des Geschäftes und des Hauswesens. Nach ihrer Niederkunft mit einem dritten, doch todtgeborenen Kinde ward Martha Gundermann jählings vom Kindbettfieber aus dem Leben fortgerafft; das schönste, nicht prunkende, doch sinnigste Denkmal des Kirchhofes erhält ihr Gedächtniß, und der Witwer vermählte sich nicht wieder.

Nun ist Detmar Gundermann den Sechzigern nahe gerückt und seit bald zwanzig Jahren Senator in seiner Vaterstadt. Der mittellose Krämerlehrling hat es dazu gebracht, seinen Sohn studiren zu lassen und auf eine verheißungsvolle Laufbahn zu bringen. Wenn auch noch mit geringer Einnahme, ist Folkart Gundermann doch bereits Amtsanwalt in einer größeren, zehn Meilen entfernten Stadt; seine jüngere Schwester Ernestine, abgekürzt Tina benannt, führt den Haushalt des Vaters. Beide Kinder haben von jeher etwas eigenthümlich Ernsthaftes in ihrem Wesen gehabt, sich selten an den Spielen anderer Altersgenossen betheiligt, sondern stets nur unter sich fest zusammengehalten. Körperlich, wie geistig und gemüthlich sich sehr ähnlich, sind sie, ohne daß es der Aeußerung bedarf, unlösliche Freunde, beide innerliche Naturen, nach außen verschlossen, manchmal herb erscheinend, von einem unbeirrbaren Sinn für Recht und Pflicht, den das väter-

liche Haus in ihnen großgezogen. Tina ist ein durch und durch gesundes Mädchen, ohne Sentimentalität, durch den mutterlosen Zustand des Hauses frühzeitig gewöhnt, klug und tüchtig zuzugreifen. Sie behält immer besonnen den Kopf oben, jede Eigensucht ist ihr fremd. Mit nordisch blondem Haar und sehr weißer, reiner Hautfarbe stellt sie auf's Vollkommenste einen Frauentypus ihrer Heimath dar. Beweglich Zartes und leichte Anmuth fehlen ihr durchaus, die Bezeichnung hübsch paßt so wenig für sie, wie lieblich. Aber das Auge eines Künstlers würde ihren Zügen und Farben im Verein mit ihrer Gestalt vielleicht Schönheit zusprechen. Den kräftigen Körperbau hat sie von der Mutter, nicht vom Vater, dem sie weder an Gesicht, noch an Wesensart ähnelt. Er besitzt wohl ebenfalls hohen, doch schmächtigen Wuchs; Nervöses, die Folge rastloser Anspannung seit mehr als vierzig Jahren, spricht aus seinen Zügen, vielleicht noch mehr aus seinen magerschlanken, schöngebildeten Händen, die durch nichts an niedrige Abstammung erinnern, eher eine vornehme vermuthen lassen würden. Er ist ein ungewöhnlicher, von der Natur reich ausgerüsteter Mann; durch seine Jugend in andere Verhältnisse gesetzt, hätte er sich unfraglich einen ausgezeichneten Namen auf einem Gebiete der Wissenschaft, muthmaßlich als staatsmännischer Organisator, erworben. Denn das Mögliche hat er auch so voll erreicht, sich nach verschiedenen Richtungen Kenntnißfülle und eine Allgemeinbildung angeeignet, die sein Lebensgang kaum glaubhaft erscheinen ließ und die ihn zweifellos auch zum geistigen Oberhaupte der Stadt machte. Er stand auf einer weit höher über-

blickenden Stufe, als die auf der Universität gebildeten fachmännischen Vertreter wissenschaftlicher Berufe im Orte; es gab wenig Beistand erheischende Lebensvorkommnisse, in denen die Unkundigen sich nicht an ihn um Rath wandten und gewiß waren, des gründlichsten, erfolgreichsten dadurch theilhaft zu werden. Nach allen Seiten umsichtig und vorbedacht, leitete er die öffentlichen Angelegenheiten, vertrat mit straffer Energie die Interessen der Allgemeinheit, allein in strenger Gerechtigkeit, ohne je verletzend in das Recht des Einzelnen einzugreifen; man war zuweilen anfangs über eine von ihm getroffene Maßregel unwillig, doch stellte sie sich nachträglich stets als zum Besten der Stadt heraus, und die Beschwerde verwandelte sich in Anerkennung. Straßen und Plätze, gemeinnützige Einrichtungen hatten sich unter seiner Verwaltung auf's Vortheilhafteste verbessert, Handel und Gewerbe sich außerordentlich gehoben. Er versah nur ein unbesoldetes Ehrenamt, aber seine unermüdliche Arbeitskraft wußte alle Anforderungen desselben zu bewältigen und mit seiner eigenen Geschäftsthätigkeit zu vereinigen. Im Gange der Jahre hatte er die letztere verändert, sich zwei stattliche Schooner gebaut und betrieb als kleiner Rheder hauptsächlich Handel, Ausfuhr und Einfuhr zwischen deutschen, dänischen und schwedischen Häfen. So stand er unbestritten als Oberster im Vertrauen, in der Achtung und Liebe der gesammten Bürgerschaft, verband dieselben mit dem manchmal an Furcht streifenden Respect, den ein energischer Charakter in machthabender Stellung unvermeidlich einflößt. Und ebenso hatte sich der Ehrfurcht seiner beiden Kinder vor ihm von früh auf

eine leise Scheu beigemischt, die keineswegs einer gegen sie geübten Strenge entspringen konnte. Sein Behaben ihnen gegenüber besaß immer Mildes, Gütiges, für ihr Bestes Bedachtes. Aber wenn sie in sein Arbeitszimmer eintraten, saß von Kindesgedanken an nicht nur ihr Vater drüben auf dem hohen, lederbezogenen Schreibtisch-Stuhle, sondern auch, den Blick zu ihnen umwendend, „der Herr Senator“.

So saß er heute ebenfalls, wie sie sich seiner seit ihrem frühesten Gedenken stets erinnerten, an einem letzten April-Nachmittage, schon gegen Abend. Der Frühling war eingezogen, alle Sinne empfanden ihn durch die offenen Fenster. Linde Luft rührte das Gefühl an, und Hyacinthenduft kam von einem Gartenbeete herauf, das noch Bienen umsummten. Auf einem Ulmenwipfel schlug die Drossel, das Auge traf überall auf grünschimmerndes Gesträuch. Ostwärts streckte die breite Hafenbucht sich bis an die freie See hinaus, von einem funkelnden Sonnenglanz-Bande durchzogen, an dessen Seiten das Wasser sich dunkelblau kräuselte. Es verrieth eine leise, östliche Brise, die man auch in den leicht gebauschten Segeln einiger hereinlaufenden kleinen Yachten oder Tjalken erkannte.

Das Haus Detmar Gundermann's war ein altstattliches, Raum verschwendendes Bauwerk mit großem, von Schränken umgebenem Flur und breiten Gängen. Auch die Arbeitsstube des Senators entsprach, weitgeräumig und hochluftig, jener Anlage des Ganzen; altmodischer, steifbeiniger Hausrath, doch alles aus dem von der Zeit als am werthvollsten betrachteten Material, tief nach-

gedunkeltem Mahagoniholze verfertigt, stattete das Zimmer aus. Unter dem nach Osten gerichteten Fenster stand der Schreibtisch, ein „Secretär“, der sich durch eine im Halbrund herabziehbare, vorgewölbte Wandung beweglich gegliederter, wellenartiger Leisten verschließen ließ, seinem Namen gemäß im Innern eine Anzahl kunstvoll hergestellter Geheimfächer verbergend. Einige Büchergestelle hoben sich hoch an den Wänden auf, dazwischen hingen alte Kupferstiche in braunen Rahmen. Ueber dem Secretär sah ein Oelgemälde herab, wohl nicht von besonderem künstlerischen Werth, doch ein von Lebensähnlichkeit redendes, weibliches Brustbild mit hellblondem, schlicht an den Schläfen herabgescheiteltem Haar und wasserblauen Augen. Wer Tina Gundermann gesehen, erkannte, daß es ihre Mutter darstellen müsse. Das Gesicht bot, vermuthlich auf Rechnung des Malers fallend, keinerlei Beseelung; wenn ein Ausdruck darin lag, war es der einer gelassenen, unerregbaren Gleichgültigkeit.

Die Drossel schlug, sonst regte sich weitum draußen, im Hause und in der Stube kein Laut, man hörte das Summen einer überwinterten Fliege um den Schreibtisch. Der Senator hatte die Durchlesung eines Actenpapieres beendigt, lehnte den geistig ausdrucksvollen Kopf mit dem schön stahlfarbig ergrauten, kurzgehaltenen Haar in den Sessel zurück und blickte nachdenkend vor sich auf. So ruhten seine Augen auf dem Bildniß seiner verstorbenen Frau, und sie sahen sich wechselseitig entgegen, wie sie es im Leben vergangener Tage oft gethan. Doch es täuschte; die lebendigen Augen gewahrten das vor ihnen Befindliche

so wenig, als die gemalten, sahen durch die farbenbedeckte Leinwand hindurch. Eine Weile, dann drehten sie sich ab, wendeten den Blick durch's Fenster auf das Sonnenglanz-Band der Hafenbucht hinaus und blieben darauf haften. Die kleinen, bewegten Wellen spiegelten ihre goldenen Lichtfünkchen aus den Augen zurück, und ihr glimmendes Geriesel ging in diesen auf und ab. Die Drossel zog jetzt hohe Flötentöne, es war, als ob mit dem Sinken des Tages der Duft der Hyacinthen sich noch verstärke. Weicher konnte kein Frühlingsabend Himmel und Erde miteinander verweben.

Nun that der Herr Senator etwas unverkennbar Mechanisches, wohl von seinen Gedanken Angeregtes, doch nur mit halbem Bewußtsein Ausgeführtes. Seine Hand streckte sich vor, öffnete eine Schublade des Schreibtisches und drückte im Innern der entstandenen Höhlung an einer verborgenen Feder. Mit leise klirrendem Geknarr sprang ein winziges Geheimfach auf, aus dem er einen kleinen, in verblichenen Seidenstoff eingewickelten Gegenstand hervornahm. Wie er die Hülle aus einander schlug, kam ein kaum fingerlanges, doch lebensvoll, anmuthsreich und von Künstlerhand auf Porzellan gemaltes Aquarell-Bildchen zum Vorschein, auch ein weiblicher Kopf, aber den größten Gegensatz zu dem des Oelgemäldes über dem Secretär bietend. Nicht nur das braunlockige, mit einem Goldton leuchtende Haar und tiefblaue, in's Violette spielende Augensterne, mehr noch durch das Leben, das täuschend aus dem kleinen Bildniß hervorquoll. Die feingeschwungenen Lippen schienen zu athmen, das Stückchen Brust, das nach unten

in einen Duft zerging, sich zu heben und zu senken. Man glaubte, eine Stimme müsse aus dem Munde aufklingen, um hell und weich durch das Zimmer zu tönen.

Der Senator betrachtete das Bild in seiner Hand, und die wasserblauen Augen Martha Gundermann's sahen ebenfalls darauf hinunter, reglos gleichgültig wie zuvor. Gemalte Augen waren es, doch es schien aus ihnen zu sprechen, wenn sie plötzlich Leben gewönnen, würden sie ihren Ausdruck nicht verändern. Nach einem Weilchen hob Detmar Gundermann den Blick wieder zu ihnen auf, sah sie jetzt wirklich an und sagte, ihnen zunickend, halblaut: „Ich danke Dir; Deine Natur kostete es zwar nicht viel; was ich nicht that, war mehr als Dein Thun. Aber ich kann Dich frei ansehen, denn ich trage keine Untreue an Dir im Gewissen, von der Du nicht gewußt."

Nun schlug er das kleine Bild rasch wieder in die Seidenhülle ein und barg es in's Geheimfach zurück. Draußen auf dem Flure erscholl, herankommend, ein sicherer Schritt. Die Thür ging auf, und Tina Gundermann trat ein. Eine weiße Vorsteckschürze zeigte, daß sie von einer häuslichen Verrichtung kam; sie sagte: „Der Hafenmeister schickt, Vater, die ‚Dode' ist signalisirt."

Das Gesicht des Senators ließ erkennen, es sei eine erfreuende Nachricht. Die ‚Dode' war einer seiner beiden Schooner, um den er seit einer Woche besorgt gewesen, da Sturm auf der See geherrscht und er das Schiff bereits vorgestern erwartet gehabt. Er hatte, seiner Art gemäß, nicht davon geredet, seine Beunruhigung eher unter größerer Heiterkeit, als gewöhnlich, verborgen; von jeher war es

den Seinigen niemals möglich gefallen, seinem Behaben anzumerken, wenn ihn etwas bedrückte. Er trug es in sich allein; sie sollten die freudige Helle des Lebens genießen, das er ihnen bereitete, Wolken, die ihm den Tag verdunkelten, nicht gewahren, nicht mit darum sorgen. So beherrschte er auch jetzt den Ausdruck glücklicher Erregung, mit dem die Meldung unwillkürlich einen Augenblick seine Züge überkommen, und erwiederte gleichmüthig: „Dann kann sie bei der Ostbrise noch vor Nachteinbruch hereinkommen, das ist ja gut getroffen. Zur Modden wird harte See gehabt haben, ich denke, wir wollen mit dem Abendessen warten, bis die ‚Dode‘ da ist, und ihn dazu bitten, daß er uns erzählen kann.“

Henrich zur Modden war der Kapitän des aus Riga heimkehrenden Schooners, nicht nur im Dienste seines Rheders, sondern dem Gundermannschen Hause schon seit mehreren Jahren näher befreundet. Selbstverständlich bildete für Tina die Wunschäußerung ihres Vaters, den jungen Schiffsführer zur Abendmahlzeit zu laden, ein Gebot, doch in ihrer ruhigen Miene that sich kund, sie thue es auch bereitwillig. Sie hatte wohl die wasserhellen Augen ihrer Mutter, aber die kühle Gleichgültigkeit lag nicht darin, sondern eine Zugabe aus denen ihres Vaters hineingemischt.

Ein Fußtritt tönte jetzt abermals draußen auf dem Flur, doch eiliger, als der Tina's gewesen; es klopfte, und auf den Hereinruf öffnete der schon ziemlich bejahrte Buchhalter der Gundermann'schen Handlung die Thür. Er stieß von Natur beim Sprechen ein wenig mit der

Zunge an, brachte indeß gegenwärtig noch stotternder als sonst hervor: „Herr Se—Senator —"

„Was giebt's, Carstens?" fragte der Angeredete.

„Der Herr Bür—Bürgermeister ist p—plötzlich sehr krank geworden, der Doctor sagt, er gl—glaubt, ein Schl—Schlaganfall —"

Der Senator flog mit einer ruckhaften Bewegung aus seinem Sessel auf, stand sehr blaß geworden und wiederholte: „Ein Schlaganfall?"

Jacob Carstens bestätigte nochmals: „Der Herr D—Doctor m—meint."

„Das ist bei seinem Alter wohl das Ende." Gundermann nahm einige auf seinem Schreibtisch liegende Papiere, schichtete sie mit nervöser Hand zusammen und sonderte sie wieder aus einander. Dann fügte er, den Buchhalter anblickend, nach: „Es war ja vorauszusehen, aber der Eintritt kommt doch immer unerwartet. Nun, es ist gut, Carstens; ich will in's Krankenhaus hinübergehen."

Jacob Carstens verließ die Stube, der Senator schloß jetzt seinen Secretär, nahm Hut und Stock. Er hatte sein ruhiges Behaben wieder gewonnen, auch die gewöhnliche Farbe war ihm in's Gesicht zurückgekehrt. Tina stand noch im Zimmer, und er sagte:

„Ein einsamer, bresthafter Mann ohne Kinder und Angehörige; für ihn ist der Tod kein Unglück, eher eine Erlösung, die ihm zu gönnen. Er geht ohne Sorgen aus der Welt, legt sich in's Bett, um zu schlafen; Niemand hat Grund, darüber zu trauern. Aber wer wird sein Nachfolger werden?"

Der Sprecher hatte bei den Worten seine Tochter angesehen, doch die letzte Frage war nicht an sie gerichtet, sondern nur ein unwillkürliches Lautwerden eines ihm von der plötzlichen Nachricht aufgedrängten Gedankens; jedenfalls besaß das Mädchen noch weniger die Fähigkeit, eine Muthmaßung darüber zu hegen, als er. Nun ging er eilig; Tina begleitete ihn vor die Hausthür und blieb, ihm nachschauend, stehen. Ihr geistiges Auge war schärfer, als ihr leibliches erschien; er hatte die innere Erregung, die ihn aus der Botschaft angefaßt, im ersten Moment nicht bemeistern gekonnt, und sie empfand die Herstammung derselben aus der ihm vom Mund gekommenen Frage, wer wohl die zur Erledigung gelangende Bürgermeister-Stelle einnehmen werde. Die Muthmaßung einer völligen Umänderung lag nahe; voraussichtlich ließ das neue Magistrats-Oberhaupt sich nicht darin beschränken, das Regiment selbst zu führen, und der Senator mußte in die Reihe seiner übrigen Amtsgenossen zurücktreten. Tina stand im täglichen Lebensverkehr ihrem Vater nicht vertraulich nahe, doch sie hing im Herzen, mehr als sie je äußerte und er selbst wissen mochte, mit ehrfurchtsvoller Liebe an ihm; er übertraf in ihrer Vorstellung jeden ihr sonst bekannten Menschen, sie konnte sich nichts Vollkommeneres als ihn denken und fühlte schmerzlich in seiner Seele die bedrohlich bevorstehende Wandlung der Verhältnisse. Seit einer langen Reihe von Jahren war Alles, was zum Besten der Stadt geschehen, ausnahmslos sein Werk; er hatte gedacht, gesorgt, geleitet, den Lohn rastloser Mühen in der allgemeinen Hochachtung und Dank-

barkeit geerntet. Sein Leben hing in unlöslicher Verknüpfung mit dieser Arbeit zusammen; nun sollte er wahrscheinlich, noch in kraftvollster Rüstigkeit, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sich aus der Hand nehmen lassen, bedeutungslos, von anderem Wollen abhängig, vielleicht das von ihm Angestrebte in völlig andere, nachtheilige Bahnen gelenkt sehen. Für solche schlimme Zukunftsentwicklung, empfand Tina, hatte er sich beim Eintreffen der jähen Meldung gewaltig beherrscht, fast in Augenblicken seinen Gleichmuth wieder gefunden. Allerdings mußte er sich schon seit Jahren auf diese Nachricht vorbereitet haben; das Abscheiden des alten Bürgermeisters war immer zu erwarten gewesen, eigentlich über Vermuthen spät erst erfolgt. Aber Gewohnheit ließ zuletzt ein derartiges stetes Bevorstehen vergessen, ein Weiterfortdauern des hergebrachten Zustandes fast wie etwas Selbstverständliches in Rechnung ziehen.

Das waren Gedanken, die mit einer Bekümmerung um den Vater durch den Kopf Tinas zogen. Doch der Mai-Vorabend lag so köstlich um die Hausthür, und ihre jugendkräftige Brust athmete die Frühlingsluft wie ein Glück ein. Draußen auf der Seebucht verstärkte sich der Wind, man sah es an da und dort aufblinkenden kleinen Schaumköpfen der Wellen. Das Mädchen hielt den Blick hinübergewandt, der durch eine Lücke des Gartengebüsches einen Langstreifen der Wasserfläche und zur Rechten den äußersten Landvorsprung gewahrte. Nun tauchte etwas halb über den niedrigen Rand desselben, schattenhaft undeutlich, doch sich rasch fortbewegend. Dann plötzlich blitzte

es hell auf, fast wie eine jäh aus der Tiefe emporgehobene Märchen-Erscheinung, draußen noch von den letzten Sonnenstrahlen beglänzte gebauschte Schiffssegel; wie eine weiße, leuchtende Sommerwolke kamen sie zwischen dem Blau des Himmels und des Meeres heran. Tina's geübte Augen unterschieden sogleich Mast- und Segelwerk des noch fernen Fahrzeugs, es war ein Schooner.

Eine Minute lang blickte sie dem Hereinlaufen desselben in die Bucht entgegen, dann trat sie in's Haus zurück, legte ihre Schürze ab und setzte einen ländlichen Strohhut auf. So begab sie sich wieder durch die Thür hinaus in den Garten, durchschritt einen gewundenen, von halbbelaubten Sträuchern eingefaßten Gang und rief: „Dode!“ Eine Stimme antwortete „Hier“; sie kam von der Gerufenen, und Tina trat auf diese zu. Ein Mädchen, um einige Jahre jünger als sie, saß zurückgelehnt auf einer Laubenbank, überraschenden, landfremden Anblick bietend durch tief goldbraun gefärbtes Haar und im Schatten dunkel erscheinende Augen. Erst wie sie den Kopf gegen die Herankommende aufhob, erkannte man, daß dieselben doch Blau in den Sternen trugen, indeß nur wie der schillernde Schmelz-Ueberzug eines Irisfalters auf dunklem Untergrunde, anleuchtend und bei einer Bewegung auslöschend. Unter dem kleinen, schmalgesichtigen Kopfe aber ruhte auf dem Sitz eine eigenthümliche, schmächtige, weichschmiegsame Körpergestalt. Sie hatte etwas Fließendes an sich und erinnerte in einem hellgrünen Kleide an lang-smaragdfarbig unter einem klaren Bachwasser hingestrichene und von diesem in leichten, anmuthsvollen Wellen bewegte Grasfäden.

Sie hieß Dode Lutgersen, war eine Mitbewohnerin des Hauses und von mütterlicher Seite her nahe Verwandte desselben. Ein in Südamerika vor achtzehn Jahren verstorbener Bruder Martha Gundermann's hatte das erst vor Kurzem zur Welt gelangte Kind als hilflose Waise in der Fremde hinterlassen und der Senator auf den Wunsch seiner Frau Anstalt getroffen, jene über den Ocean herüber befördern zu lassen, um sie bei sich aufzunehmen. Das war das Einzige, was man in der Stadt von der Herkunft des Mädchens wußte oder eigentlich lange schon wieder vergessen hatte, denn nur ihr Geschlechtsname erinnerte daran, daß sie keine wirkliche Tochter des Hauses sei, und auch dies geschah kaum, da man allgemein von ihr nur als von Dode Gundermann sprach. Einige Jahre hatte Martha noch Fürsorge für die Kleine getragen, dann nach ihrem Tode Tina sich derselben achtsam angenommen und allgemach, obwohl selbst nur um wenige Jahre älter, Dode in fast mütterlicher Obhut gehalten. So durfte diese sich völlig zur Familie gehörig zählen; ihr Denken ging nicht über die Räume des Hauses, das von je ihre Heimath gewesen, zurück, und sie war darin als Schwester mit Tina und Folkart Gundermann aufgewachsen. Ein zärtliches Verhältniß bestand zwischen ihr und dem Senator; sie nannte ihn Vater, und er wandte ihr die vollste Liebe eines solchen zu. Tina begünstigte dies, denn ihr Herz hing in gleicher Weise opferwillig und neidlos an der schönen Schwester; nur zwischen Dode und Folkart hatte sich kein rechter Einklang herauszubilden vermocht. Nicht durch des Mädchens Verschulden, aber er konnte von jeher

manchmal eine innere Abneigung gegen sie nicht bergen. Ihre Naturen besaßen sehr Gegensätzliches; wie Dodes körperliche Erscheinung war, trug sie auch etwas Stützebedürftiges im Gemüth, das sich anzuschmiegen, um einen Halt festzuklammern suchte. Im Innersten regte sich ihr dennoch zuweilen ein Gefühl, daß sie eine schwanke, fremde Ranke ohne Heimathsrecht sei, nur von der Güte ihrer Umgebung abhängend; das konnte sie plötzlich einmal mit Bangniß und Scheu übermannen. Folkart Gundermann dagegen ruhte schon als Knabe ungewöhnlich sicher auf sich selbst; er war der Sohn des „Herrn Senators“ und hielt ein festes Ziel im Auge, diesem einmal Ehre zu machen. Aber er war auch der Sohn seines Vaters, und als solcher empfand er in Dode einen Eindringling in die väterliche Liebe, nach der ihm das Herz schlug, ohne daß sein Mund, gleich dem Tina's, je einen Laut davon über die Lippen brachte. Es schien, als ob Beide die gelassene Gleichgültigkeit von ihrer Mutter geerbt; doch vielleicht hatte diese in Wirklichkeit eine solche im Innersten ursprünglich nicht besessen, einen Drang in sich getragen, den sie nur verborgen, weil ihm keine Erwiederungs- und Erfüllungshoffnung entgegen kam. Und so mochte Folkart verhaltene Eifersucht als mütterliches Erbtheil zugefallen sein, während Tina Das empfangen, dem Liebebegehren des Herzens nachzugeben und es an Dode zu bethätigen.

Nun fragte diese, von der Laubenbank aufblickend: „Was hast Du, Tina? Deine Augen sehen besonders aus, ich weiß nicht, ob traurig oder fröhlich; fast als seien sie beides zusammen.“

Die Angesprochene nickte: „Dein Pathkind, die ‚Dode' kommt zurück, das ist freudig für den Vater, aber eine andere Nachricht macht ihm Sorge und bekümmert mich für ihn. Komm, ich sag's Dir; er ist abgehalten, so wollen wir an den Hafen gehen und das Schiff empfangen."

Dode stand auf; ihre schlanke Gestalt war höher, als sie im Sitzen erschienen. Sie hängte nach ihrer Gewohnheit den Arm in den der Schwester, und es regte den Eindruck, als gehe sie nicht, sondern fließe wie eine lichtgrüne Welle neben der auf sicheren Füßen Fortschreitenden her. Tina berichtete, was sie um des Vaters willen bedrückte; so gelangten sie in die Stadtstraße, wo alle Begegnenden die Töchter des Herrn Senators respectvoll begrüßten, und wandten sich dem nahe angrenzenden Hafen zu. Am Bollwerk desselben lag mit eingenommener Fracht, bereit, in der nächsten Morgenfrühe auszulaufen, der andere Schooner Gundermann's; vom Wellenspiel der frischen Abendbrise geschaukelt, hob und senkte er leicht seine Rückbordseite, an der mit großen Goldbuchstaben der Name „Tina" leuchtete. Rasch kam jetzt auch die „Dode", einer weißen Seeschwalbe gleich durch die Mitte der Bucht fliegend, näher heran.

Im Innern des Ortes trat Detmar Gundermann aus der Thür des vom Bürgermeister bewohnten Hauses hervor. Er war nicht zu dem schwer Erkrankten zugelassen worden. Den Rückweg einschlagend, kam der Senator an der Döbbelin'schen Apotheke vorüber, deren Besitzer ausblickend unter seiner geöffneten Thür stand und, sich in Ergebenheit verbeugend, Gundermann mit der achsel-

zuckenden Bemerkung ansprach: „Ich kann Ihnen mittheilen, Herr Senator, daß bereits das letzte Mittel für derartige Fälle aus meiner Offizin geholt worden ist. Es hat sich, wie ich voraussah, nutzlos erwiesen; wir müssen uns auf den baldigen Hintritt des Herrn Bürgermeisters gefaßt halten.“

Er äußerte es wohl mit einer leicht bedauerlichen Miene, doch sein Ton legte kein Leidwesen an den Tag, drückte die allgemeine Stimmung der Stadt aus, welche durch diesen Tod an sich keinen Verlust erlitt. Und er fügte noch deutlicher nach: „Nun, wir sind Alle diesem Naturgesetze unterworfen, und man kann sagen, daß nach demselben seine Zeit erfüllt war. Die Frage, welche er hinterläßt, ist, wer sein Nachfolger sein wird. Da unsere Bürgerschaft das Wahlrecht besitzt, würde darüber wohl bei Niemandem ein Zweifel obwalten können, wenn nicht veraltete Bestimmungen dem sonst unbedingt Gebotenen ein Hinderniß entgegensetzten. Aber meines Erachtens sollte man durchaus diesen Anlaß ergreifen, um für die Wohlfahrt unserer Gemeinde bei der Regierung die Aufhebung der völlig ungerechtfertigten, im vorliegenden Falle die vor Allen geeignete Persönlichkeit ausschließenden Wahlbeschränkung zu verlangen.“

Die äußerst wohlgesetzte Beredsamkeit des Apothekers ließ einige auf der Straße Herankommende zuhörend anhalten; dem Senator fiel merkbar ein öffentliches Sich-Auslassen über die angeregte Frage nicht erwünscht, er erwiederte nur kurz: „Eine Umänderung der gesetzlichen Vorschrift über die rechtsgelehrte Eigenschaft des Bürger-

meisters unserer Stadt kann wohl nicht in Rede kommen; ich wenigstens würde meine Zustimmung zu einem solchen, im Uebrigen auch völlig aussichtslosen Gesuche nicht geben." Das Letzte sagte er, in den Laden hineintretend, und setzte abbrechend hinzu: „Da ich grade hier bin, will ich etwas Brausepulver mitnehmen, Herr Döbbelin; das Herannahen der warmen Jahreszeit macht wünschenswerth, es im Hause zu haben."

Der Apotheker füllte nach altmodisch umständlichem Verfahren zwei Opodeldocgläser zur Mischung mit dem Verlangten an, wickelte sie kunstgerecht ein und fragte: „Sonst haben der Herr Senator nichts zu befehlen?"

„Nein, weiter wüßte ich nichts — oder," Gundermann dachte einen Augenblick nach, — „doch, Sie können mir ein wenig Arsenik geben, mir sind in der letzten Nacht im Geflügelstall zwei Hühner von Ratten todtgebissen worden, ich muß die häßlichen Gäste loszuwerden suchen."

Döbbelin verneigte sich zustimmend: „Zu Befehl, Herr Senator, — wohl die Wanderratte, die uns neuerdings zu schaffen macht; ja, sie sind äußerst unangenehm und weit gefräßiger als mus Rattus, unsere Hausratte." Er nahm ein mit einem Todtenkopfe gekennzeichnetes Gefäß vom Bord, balancirte es zwischen den Fingern und fügte halblächelnd nach: „Eigentlich ist es Vorschrift, Arsenik nicht ohne ärztliche Anordnung verabfolgen zu lassen, aber bei Ihnen, Herr Senator, kann ich ja über die sichere Aufbewahrung beruhigt sein, — nur um Lebens und Sterbens willen, — ich meine, für alle denkbaren Fälle, — will ich bei dem ähnlichen Aussehen mit dem Brausepulver —"

Er schüttete von der weißen Substanz in ein Glas, verschloß dies vorsichtig und klebte ein ebenfalls mit einem Todtenkopfe versehenes Blättchen drumher, auf das er noch mit Tinte unterstrichen „Gift“ hinzuschrieb.

Ein wenig zurückhaltender als vorher, bemerkte Döbbelin dazu: „Ich hoffe noch, und ich darf der Ueberzeugung Ausdruck geben, unsere ganze Stadt hofft mit mir, Herr Senator, daß ein Mittel gefunden werden wird, uns nicht der Fortwirkung einer unvergleichlichen Kraft verlustig gehen zu lassen, auf deren verdienstvoller Thätigkeit seit Jahrzehnten die heilsame Entwickelung unseres Gemeindewesens beruht hat.“

Gundermann begab sich auf die Straße zurück, seinem Hause entgegen. Ein Gedanke war in ihm angeregt worden, mit dem sein Kopf im Gehen flüchtig spielte. Wenn es so geschehen könnte, — vielleicht als in einem Ausnahmsfalle — dann würde Alles bleiben, wie es gewesen. Er athmete einige Male rascher, die Vorstellung besaß etwas Brustbefreiendes. Aber es war nur ein Phantom der Einbildung, vor dem Blick der Vernunft wesenlos zergehend. Mit einem Ruck suchte er es von sich abzuwerfen, doch umsonst; er fühlte, wenn er mit sich allein blieb, verließ es ihn nicht, spann ihm ein Netz von Blendwerk vor den Augen fort, die ja immer diese Stunde als einmal eintretend deutlich vor sich gewahrt hatten, — unabwendbar, falls nicht der Tod ihn selbst früher aus dem Leben abberief. Von einer Straßenkreuzung kam der frische Ostwind herüber, strich kühlend um ihn; zwischen den Häusern lag es fast schwül, seine Stirn war mit einigen feuchten

Tropfen bedeckt. Der Blick fiel durch die kurze Seitenstraße gradeaus auf den Hafen mit seinem leicht anrauschend bewegten Wasser hinab, und mechanisch wandte Gundermann diesem den Fuß zu.

Hier traf er die beiden Mädchen; Dode ließ, als sie ihn wahrnahm, den Arm Tina's los, ging ihm entgegen und fragte theilnahmsvoll: „Bist Du in Sorgen, Vater?“ Er sah sie liebreich an und entgegnete: „Warum? Was bringt Dich darauf? Nein, mein Kind, — wenn es Euch wohl ergeht, — das Andere muß man nehmen, wie das Leben es fügt. Sieh, da kommt Dein Pathkind, Dein Name hat ihm Glück gebracht, es unversehrt erhalten; dessen wollen wir uns freuen.“

Die „Dode“ lief jetzt nahe zum Anlanden heran. Es war ein Klippschooner, mit scharfem Bug für rasche Fahrt gebaut; Alles an ihm, in der Gestalt, in Haltung und Bewegung bot Zierliches dar, Anmuth des Wesens neben der soliden Festigkeit der am Ufer liegenden „Tina“. Auf dem Hinterdeck, unweit vom Steuer stand ein noch jugendlicher, breitschulterig-hochgewachsener, blondbärtiger Mann, erkennbar der Führer des Schiffes. Auf sein Kommando fielen gleichzeitig die Segel bis auf eines am Vordermaste, und unveränderten Aussehens, doch nicht minder zierlich mit dem feinen Geflecht ihres Takelwerkes, verringerte die „Dode“ ihre Geschwindigkeit. Nun legte das Ruder sich zur Rechten herum; musterhaft geleitet, glitt das Fahrzeug ruhig unter dem Bollwerk entlang, streifte dies nur beim Anlegen mit leisem Knirschen. Matrosen sprangen mit Tauen, der Steg fiel laut herüber, und Henrich zur Modden

trat, respectvoll die Schirmkappe vom Kopf ziehend, auf Gundermann zu: „Mannschaft, Schiff und Ladung in Richtigkeit, Herr Senator!"

Dieser schüttelte dem jungen Kapitän die Hand: „Willkommen zu Haus, lieber Henrich! Ihr habt wohl arges Wetter gehabt, ich war etwas unruhig um euch. Aber die ‚Dode' hat sich gut gehalten, scheint's."

Zur Modden lachte: „So, was man grobe See heißt, Herr Senator. Ja, sie ist ein bischen zart dafür, einmal hab' ich wohl gedacht, es wär' mir schon lieber, mit der ‚Tina' drin zu sein. Ist aber zum Glück nichts passirt."

Er drehte sich jetzt zur Begrüßung gegen die beiden jungen Mädchen, machte eine ein wenig ungelenke Verbeugung vor Dode und sprach ihre Begleiterin an: „Auch bei Ihnen Alles klare Sicht, Fräulein Tina?" Einen Augenblick zögernd, streckte er ihr die Hand entgegen, etwas ungewiß beifügend: „Ich kann Sie wohl freilich nicht damit begrüßen, man weiß nie, wo noch etwas vom Schiffstheer dran sitzen kann."

Mit niedergeschlagenen Augen suchend, sah er auf seine Hand, nach der Tina indeß ohne Zaudern faßte und heiter erwiederte: „Dafür gäb's Wasser; meinen Sie, ich wär' Ihnen nicht auch dankbar, daß Sie meinem Vater die ‚Dode' so gut zurückgebracht haben und hätte vor ein bischen Theer Angst? Sie wissen, ich fürchte mich nicht so leicht."

Der Senator fiel ein: „Wenn Sie noch Etwas zu besorgen haben, lieber Henrich, so thun Sie's gleich; wir erwarten Sie dann, sobald als möglich, und daß Sie den Abend bei uns bleiben."

Der Frühlingstag begann zu dämmern, Gundermann zog den Arm Dodes in den seinigen und schritt, heiter mit ihr redend, seinem Hause zu, während Tina langsamer allein nachfolgte. Sie bückte sich, als sie die Stadtstraße überkreuzt, ab und zu, um am Wegrande eine kleine Ehrenpreisblüthe zu pflücken, deren Farbe ihren Augen genau glich. In ihrem Antlitz lag, wie Henrich zur Mobden gesagt, klare Sicht, die gegenwärtig nicht an eine muthmaßlich bevorstehende Wandlung in der amtlichen Stellung ihres Vaters dachte, oder wenigstens keine Beunruhigung mehr darüber empfand.





Die Voraussicht des Arztes bestätigte sich; der vom Schlaganfall getroffene Bürgermeister kam nicht mehr zum Bewußtsein zurück, und einem flackernd niederbrennenden Kerzenlichte gleich losch sein Leben im Gange des nächsten Tages hin. Er hinterließ keine Lücke, als das Gefolge, das ihn auf den Kirchhof geleitet, aus einander ging; wie der Grabhügel sich über ihn wölbte, bildete er, was er eigentlich bereits bei Lebzeiten gewesen, Vergangenes, von dem Gedanken der Nachbleibenden nicht mehr Berührtes. Straßen und Häuser der Stadt sahen unverändert in den Tag, dessen Helle er nicht mehr gewahrte; es war natürlich, und Keinem, der daran gedacht hätte, wäre etwas Seltsames darin erschienen. Doch es kam auch Niemandem die Vorstellung, außer Dode Lutgersen. Sie hatte den Verstorbenen nicht gekannt, kaum ein paar Mal gesehen, aber wie sie durch die Straße ging, überlief es sie wunderlich, daß Alles ganz in gleicher Weise geblieben, nur von seinen Augen nicht mehr gesehen. Zum ersten Male faßte sie ein Empfinden an, so geschehe es immer, nach dem Tode jedes Menschen, werde so auch einmal noch unverändert daliegen, wenn sie gestorben sei. Vor ihren Augen über=

rann kurz die Dächer und Giebel in der glänzenden Sonne etwas Geisterhaftes, ließ ihr einen Schauer durch's Blut gehen. Er entsprang keiner Angst vor dem Tode, dem ja Niemand entging, den sie sich sogar sanft und schön, als einen Freund vorzustellen vermochte. Aber ihr war's, er könne auch irgendwo in anderer, erschreckender Gestalt in einem Hinterhalt lauern und plötzlich auf sie zuspringen, ohne daß sie seiner einen Augenblick vorher gedacht. Das machte ihn unheimlich, das Ungewisse; sie fühlte tief in sich die hülflose Ohnmacht ihres Daseins gegen eine fremde Uebergewalt. Und die Sonne war doch so schön; den langen, kalten Winter hindurch hatte sie sich so nach dem Frühling, der Wärme, dem Himmelsblau, Waldesgrün und Blumen gesehnt. Nun war dies Alles da, so lieblich, wie sie sich es nur gedacht, und sie konnte seiner doch im Innersten nicht voll freudig werden. Etwa eine Viertelstunde landeinwärts vom Hause befand sich eine Waldstelle, die sie sich schon seit Jahren zum Lieblingsplatz, wie eine Heimath ausgewählt. Unter weit überhängendem Gezweige zog eine stille Au am Rande einer kleinen, blüthenbedeckten Lichtung hin. Nur Vogelgezwitscher klang aus den Baumwipfeln, Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, manchmal schnellte in dem ruhig tiefen Wasser ein Fisch auf, sonst war es lautlos einsam. Dorthin ging sie jetzt wieder, legte sich, die Hände unter dem Kopf faltend, in's Gras, sodaß die Sonne sie warm überfloß und nur ihr Gesicht im Schatten ruhte. Durch das lichte, noch spärliche Laubgrün der Buchenzweige sah sie zum Himmel auf, an dem weiße Glanzwolken zogen. Aus ihnen kam ihr

eine Sehnsucht in die Brust, ohne Namen, doch hold und wehvoll zugleich; vom Geäst fiel etwas auf sie herunter, ein zierlicher grüner Käfer mit winzigem Köpfchen an weitvorgestrecktem Halse. Den betrachtete sie lange, setzte ihn vorsichtig in das Gras neben ihr und beneidete ihn um die sorglose Freudigkeit, mit der er an dem Gehälm heraufkletterte. Nun klang Geläute der Kirchthurmglocke von der Stadt herüber, und Dode dachte an Tina, die glücklich aussah, daß Henrich zur Mobben ungefährdet aus der stürmischen See zurückgekommen. Dann bettete sie den Kopf wieder hin, und an Stelle des vorherigen Sehnens beengte ein banges Gefühl ihr die Brust. Es trug auch keinen rechten Namen, aber sie wußte doch, woher es stamme. Sorge, Freundlichkeit und Liebe umgaben sie drüben in dem Hause, das sich ihr als Heimath aufgethan, und doch war sie allein und fremd im Leben.

Das Geisterhafte, das aus den Dächern und Giebeln der Häuser geblickt, hatte nur in den Augen Dodes gelegen, die Stadt besaß in Wirklichkeit nichts davon, bot, für gewöhnlich wenigstens, eher eine ziemlich nüchterne Miene gleichmäßiger, praktischer Lebensführung zur Schau. Doch gegenwärtig ging trotzdem Tage und Wochen hindurch merklich etwas Geheimnißvolles, mindestens sich absonderlich verschwiegen Haltendes in ihr vor. Es unterlag fast allgemeiner Kenntniß und trachtete doch achtsam danach, die Oeffentlichkeit zu vermeiden. Das Wochenblättchen berichtete nichts darüber, aber wo zwei Bürger zusammentrafen, bildete es den ersten Gegenstand ihres Gespräches. Im Ort befand sich kein Haus, das nicht davon wußte und

redete, außer dem Detmar Gundermann's. Nur wo er oder seine Angehörigen erschienen, verstummte allemal, wie auf ein Uebereinkommen der ganzen Stadtbevölkerung, die Unterhaltung über das sonst beinah zum ausschließlichen Tages-Interesse Gewordene und ließ keine Ahnung von der regsamen Beschäftigung mit dem letzteren aufkommen. Am Befremdendsten aber war jedenfalls, daß auch die Verordneten der Bürgerschaft mehrfach heimliche Sitzungen abhielten und über das allgemein die Gedanken Erfüllende verhandelten, ohne daß der Herr Senator, der doch bis zur Ernennung eines neuen Bürgermeisters der leitende Vorsitzende des Collegiums blieb, davon erfuhr.

Die „Dode" lief wieder, doch diesmal auf kleinere Küstenfahrt, aus, während die „Tina" nach Helsingfors gegangen war. Es kam gute Nachricht von ihr, als grade Jacob Carstens sich allein bei Gundermann in der Schreibstube des letzteren befand, und der Buchhalter sagte: „Das ist s—sehr erfreulich und zu wünschen, Herr Se—Senator." Dieser warf von seinem Sitz einen Blick in das Gesicht des Sprechers und erwiederte: „Warum äußern Sie das, Carstens? Zu wünschen ist es selbstverständlich und bedarf keiner Erwähnung." Er hielt an, schien jedoch noch etwas hinzufügen zu wollen; indeß eine Magd trat herein und meldete den Besuch des Herrn Lelenmerz an. Jacob Carstens wandte sich, um zu gehen, drehte aber den Kopf noch einmal und sagte halblaut: „Es w—würd' mich noch mehr freuen, Herr Senator, wenn der Herr Le—Lelenmerz gut an Land geriethe, als wenn die ‚Tina' mit der b—besten Fracht heimkäme."

Gundermann sah ihm bis an die Thür nach, aus seinem Ausdruck sprach ein Gemisch mehrfacher seelischer Vorgänge in ihm. Der alte, langjährige Buchhalter war in alle Verhältnisse der Handlung eingeweiht, aber daß er auch mit dem Häuslichen, dem Zweck der Hierherkunft des eben Angemeldeten vertraut sei, überraschte den Senator, ließ ihn die scheinbar nur auf seine Zahlenrechnungen verwandten Augen Carstens' noch scharfsinniger erkennen, als er gedacht hatte. Asmus Lelenmerz war Besitzer eines großen, unweit von der Stadt belegenen Gutes und sprach seit Jahren, wenn er in diese hereinkam, stets im Gundermann'schen Hause vor, da er eine nicht unerhebliche Kapital-Einlage in das Geschäft desselben gemacht. Doch bildete die Erkundigung nach dem Ertrage dieser Betheiligungssumme merklich nur einen Vorwand seines Besuches; als Unverheiratheter besaß er ein überreiches Einkommen und trug vollste Gleichgültigkeit über den Stand seines Gewinn-Contos in sich. Zur Gesprächseinleitung rührte er mit ein paar Worten daran, blieb dann jedoch verstummend sitzen, bis der Senator die übliche Aufforderung, zum Mittagessen zu bleiben, an ihn gerichtet, der er regelmäßig Folge leistete, um wortverlegen neben Tina seinen Platz am Tische einzunehmen. Diese wußte, wie ihr Vater, daß er um ihretwillen kam, ein unsicherer halber Blickaufschlag zu ihr hin gab es dann und wann einmal kund. Es war bezeichnend für ihn, daß offenbar die Schönheit und das Zauberische im Wesen Dodes ihn völlig unberührt ließ. Ihre Natur enthielt leiblich und geistig für ihn Fremdes und Unverstandenes, während er mit Tina, wenigstens in

den Grundzügen des Charakters, Manches gemeinschaftlich besaß. In der Geistesbildung dagegen stand er beträchtlich hinter ihr zurück; als Sohn eines durch fleißigen Betrieb und glückliche Umstände reich gewordenen Pächters hatte er nur eine ländliche Schule besucht, im Elternhause keine über die Wirthschaft hinausgehenden Interessen gefunden und, von frühauf straff mit zur Feldarbeit herangezogen, was von natürlichen Anlagen in ihm vorhanden sein gemocht, nicht weiter fördern gekonnt. Als sein Vater gestorben, war er schon in den Dreißigern, sein Alter für ein Nachholen zu hoch gewesen; doch er empfand den Mangel, das nicht Uebereinstimmende zwischen seiner glänzenden äußeren Lebensstellung als Gutsherr und der Geringfügigkeit seines Bildungsstandes. Das machte ihn schüchtern=befangen und in weiblicher Gegenwart auch körperlich linkisch, wie er es sonst nicht war. Er trug tiefes Verlangen, sein einsames Leben mit einer Frau zu theilen, doch um ein Mädchen aus feinerem Hause hatte er nie anzuhalten gewagt; für eine Bauern= oder Bürgerstochter aber, die auf der gleichen Stufe mit ihm selbst gestanden, fiel es ihm nicht möglich, Zuneigung zu fassen; es war etwas in ihm, das nach Besserem suchte. Und so hing sein Gemüth schon lange an Tina Gundermann; sie besaß das Einfache, Natürliche, vor dem er nicht zurückscheute, und barg doch einen Kern tiefen Werthes und feinen Sinnes in sich. Dazu kam sie ihm immer gleichmäßig freundlich entgegen, obwohl sie den Antrieb seiner häufigen Besuche empfunden haben mußte. In ihren klaren Augen stand keine Antwort darauf zu lesen, kein stilles Einverständniß

mit seinem Wunsche, aber auch keine Abweisung. Sie war stetig unverändert gegen ihn; das lag allerdings wohl in der Natur der Sache, da er ihr zu keinem von beiden einen Grund geboten, noch nie mit einem Wort eine Hindeutung auf seine Hoffnung gemacht hatte.

Bei seinem Eintreten jetzt in die Stube des Senators blickte ihm die Gutherzigkeit und die Befangenheit wie immer aus den Augen. Er war ein stattlich-robuster Mann im Anfang der Vierziger, etwas grobknochig in den Gesichtszügen, deren wenig intelligenter Ausdruck genau dem Maße seines geistigen Besitzthums entsprach. In seiner Begrüßung erwies sich Bescheidenheit und Respect, mit denen er sich Gundermann weit unterordnete; dieser erhob sich und reichte ihm freundschaftlich die Hand. Seine Augen sprachen ein unverhohlenes Willkommen; wenn der Ankömmling den Muth besessen hätte, ihn frei anzuschauen, würde er eine Beipflichtung und Unterstützung seines geheimen Wunsches in dem Blick gelesen haben. Die Mittagsstunde war schon nahe gerückt, und der Senator bat Lelenmerz nach hergebrachtem Brauche zu Tisch, an dem auch Alles in gewohnter Art verlief. Nur erschien der Gast heute Tina gegenüber noch befangener als sonst, brachte keine Anrede an sie heraus und richtete, um nicht völlig stumm zu sitzen, ab und zu ein hastig hervorgestoßenes Wort an Dode, die ihn verwundert ansah, daß sie für ihn vorhanden sei. Das Ganze war drollig, doch besaß es zugleich etwas Mitleiderweckendes, da es die knabenhafte Hülflosigkeit des starken, im dunklen Vollbarte schon leicht ergrauenden Mannes empfinden ließ. Gundermann gab sich

Mühe, ein Gespräch mit ihm zu unterhalten, das ihm Gelegenheit bot, mehrfach sein gesundes Urtheil und vom Herzen kommendes natürliches Gefühl an den Tag zu legen; zuletzt, als es gelungen, Lelenmerz dadurch etwas die Zunge zu lösen und ihm ein wenig Vertrauen zu sich selbst einzuflößen, wandte sich der Senator mit einer Bemerkung an Dode, daß er ihr in seiner Sutbe etwas zeigen wolle. Beide standen, Tina und den Gast allein zurücklassend, auf, um hinüber zu gehen. Doch wie sie die Thür erreichten, kam ihnen auf dem Flur ein Geräusch von zahlreichen Fußtritten und Stimmen entgegen, das sich im nächsten Augenblicke erklärte. Die Mit-Senatoren Gundermann's, eine Anzahl von Stadtverordneten, sowie von Honoratioren des Ortes, unter denen sich selbstredend auch der Apotheker Döbbelin befand, standen draußen versammelt; ihre festtägliche schwarze Kleidung kennzeichnete sie als eine offizielle städtische Deputation. Der Bürger-Worthalter trat vor und sprach den begrifflos dreinblickenden Hausherrn an: „Wir sind von unserer Stadt abgeordnet, Herr Senator, um Ihnen die Mittheilung zu machen, daß es der einmüthige Wunsch der gesammten Bürgerschaft gewesen, Sie zu unserem neuen Bürgermeister ernannt zu sehen. Aber die Regierung hat auf unser Gesuch erklärt, von der gesetzlichen Vorschrift nicht abweichen zu können, und infolgedessen haben wir uns vereinigt, Ihren Herrn Sohn, den Amtsanwalt Gundermann, zur Wahl zu bringen und die Zusage seiner Bestätigung von Seiten der Regierung empfangen. Wir bitten um Verzeihung, Herr Senator, daß wir dies ordnungswidrig hinter Ihrem Rücken betrieben, aber

es entsprang dem dringenden Verlangen von uns Allen, Sie, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in Wirklichkeit unserer Gemeinde und ihrem Gedeihen als Oberhaupt fortzuerhalten, nach dessen Vorbild Ihr Herr Sohn dann dereinst, — wie wir hoffen, erst in noch ferner Zeit — die thatsächliche Amtsverwaltung selbst übernehmen und weiterführen wird."

Der Sprecher hatte die wohlgesetzte Anrede tadellos vorgebracht, während derer Detmar Gundermann einmal plötzlich mit der Hand hinter sich an den Thürpfosten gegriffen. Es war sehr erklärlich, daß die jähe Ueberraschung ihm das Blut aus dem Gesicht getrieben; er stand reglos und mit unbeweglichen Augen, wie halbbetäubt, dreinblickend. So hörte er das Letzte, in welchem sich unverkennbar der Sinn ausdrückte, sein Sohn werde sich selbstverständlich, gleich dem gewesenen Bürgermeister, in Allem der Erkenntniß und Autorität des Vaters unterordnen, diesem nach wie vor das unumschränkte Stadt-Regiment überlassen. Am Schlusse der Ansprache rief die gesammte Deputation laut und freudig: „Unser hochverehrter Herr Senator lebe hoch! Hoch! Hoch!"

Es dauerte noch einige Augenblicke, ehe Gundermann ein erstes, vom Munde gestoßenes Wort fand: „Nein!" Dann wiederholte er, etwas ruhigeren Tones: „Nein, meine Freunde, das darf nicht sein. Ich kann es nicht annehmen und nicht meine Zustimmung dazu geben."

Es drängte sichtlich den Apotheker, sich ebenfalls hören zu lassen; jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, und er nahm das Wort:

„Verzeihen Herr Senator, wenn ich mir die Bemerkung

einzuschalten erlaube, daß sicherlich unter den menschlichen Tugenden die Bescheidenheit und Selbstverleugnung einen hohen Rang beanspruchen darf. Aber sie nimmt diesen nur so lange ein, als es sich um die Selbstsuchtslosigkeit eines ausgezeichneten Mannes in Bezug auf seinen eigenen Vortheil handelt. Wird durch dieselbe dagegen der Wunsch und die Wohlfahrt eines ganzen Gemeinwesens gefährdet, so verwandelt sich, meines bescheidenen Dafürhaltens, die persönliche Entsagung in einen Widerspruch mit der providentiellen Absicht, die auf einen Auserlesenen ihre weisheitsvollen Pläne begründet."

Dem Senator war jetzt mit einem schnellen Rückstrom das Blut wieder in's Gesicht gekehrt, seine Augen hatten einen anderen Ausdruck angenommen, und er brachte in kurzen Zwischenpausen heraus:

„Ich danke Ihnen, — Sie haben mich vollständig überrascht — ich muß es bedenken. Gönnen Sie mir eine Stunde Zeit, — es mußte mich verwirren. Auf dem Rathhause will ich das Resultat meiner Ueberlegung nachher mittheilen — jetzt lassen Sie mich Ihnen für Ihre Absicht nur die Hand drücken."

Er reichte jedem der Abgesandten die Hand, die sich nach nochmaligem Hochruf auf ihn entfernten, während er sich in seine Arbeitsstube begab und den Schlüssel der Thür hinter sich umdrehte. Dode ging in den Garten, der jetzt in beginnender Junipracht stand; sie war glücklich über das so unverhofft Gekommene und nur im Zweifel, wie das häusliche Verhältniß zwischen ihr und Folkart, den sie seit zwei Jahren kaum mehr gesehen, sich gestalten werde.

Natürlich hatten auch Tina und Asmus Lelenmerz durch die offene Eßzimmerthür an dem Vorgang auf dem Flur theilgenommen; nun war es wieder still im Hause geworden, und sie befanden sich allein beisammen. Tina fühlte sich noch vorbehaltlos-glücklicher erregt, als Dode; ihr Gesicht sprach es aus, und ihr Mund ebenfalls: „Das ist herrlich! Nun bleibt Alles gut für den Vater, und Folkart kommt hierher. Natürlich wird er, wie ehemals, bei uns wohnen, wir haben ja Platz für ihn übergenug."

Sie sah Lelenmerz freudig bei den Worten an; er stand unschlüssig, ob er sich wieder an den Tisch zurücksetzen oder fortgehen oder stehen bleiben solle. Das Letzte fiel ihm am leichtesten, da das keine Veränderung seiner Stellung erforderte; so faßte er die Lehne eines Stuhles und bog diesen einige Mal auf und ab. Dann sagte er plötzlich, rothen Gesichts und stotternd:

„Ja, Sie haben viel Platz im Hause, — und werden noch mehr haben, wenn — wenn Sie einmal das Haus verlassen, Fräulein Tina. Ich weiß nicht, ob man fürchten, — hoffen — darf, daß Sie einem solchen Wunsche entgegenkommen würden —"

Es war sehr ungeschickt, oder eigentlich ganz sinnwidrig ausgedrückt, aber unverkennbar enthielt es eine zum ersten Male gewagte, scheu herausgleitende Anfrage des Sprechers; seine Züge thaten kund, daß er athemverhalten auf eine Erwiederung wartete. Tina stand, kurz ungewiß schweigend; sie hatte solchen Augenblick lange kommen sehen und ihre Antwort darauf bereit. Aber so schonungsvoll abwehrend diese sein sollte, kam sie ihr gegen-

wärtig doch zu schroff vor. Sie war zu freudigen Sinnes, Jemandem, vor Allem einem Menschen von so innerlicher Herzensgüte heute weh thun zu können, und sie entgegnete freundlich: „Den Gedanken daran überlasse ich noch der Zukunft, Herr Lelenmerz; einstweilen freue ich mich sehr auf das Zusammenleben mit meinem Bruder, den wir eigentlich, seitdem er Student geworden, nie mehr recht bei uns gehabt. Entschuldigen Sie mich, ich muß draußen ein Weilchen nach der Hausordnung sehen; aber ich hoffe, — Sie sind ja kaum erst gekommen, — daß Sie sich nicht dadurch vom Bleiben abhalten lassen, sondern diesen, für meinen Vater und uns Alle so frohen Abend bei uns zubringen."





Der Senator war bei der Erwägung in seiner Stube zu dem Entschluß gelangt, dem von der Deputation mitgetheilten Plane keine Weigerung entgegenzusetzen. Das Unerwartete hatte ihn zu plötzlich und darum halb schreckhaft betroffen; doch bei ruhigem Betrachten lag für ihn kein Grund vor, den allgemeinen Wunsch und die ihm dadurch bereitete Auszeichnung zurückzuweisen. Die Wahl bildete ein in der That höchst glücklich gefundenes Mittel, Alles beim Hergebrachten zu belassen; sie entsprach der gesetzlichen Bestimmung, und die ausgedrückte Bereitwilligkeit der Regierung zu ihrer Bestätigung gab kund, daß auch diese Werth auf die Forterhaltung des de facto bestehenden städtischen Regiments lege. So hatte Gundermann unter nochmaliger öffentlicher Aussprache seines Dankes dem im Werk Befindlichen beigepflichtet, an den jungen Amtsanwalt war eine offizielle Anfrage abgegangen, ob er die Erwählung zum Bürgermeister annehmen werde, und von diesem bejahend erwiedert worden. Zwar erst nach Ablauf mehrerer Tage, in denen man ungeduldig auf das Eintreffen der Antwort gewartet, allein diese Verspätung war wohl zu begreifen, da Folkart Gundermann

nicht minder von dem Vorhaben der Bürgerschaft in Ueberraschung versetzt gewesen sein mochte, als sein Vater. Nun hatte die einstimmige Wahl stattgefunden, die Bestätigung ebenfalls, und die Ankunft des jungen Bürgermeisters stand bevor.

Nach brieflicher Abmachung bezog er, wenigstens vor der Hand, mehrere Wohnräume im väterlichen Hause, an deren sorglicher und hübscher Herrichtung Tina sich in eifriger Thätigkeit mühte. Sie war sehr glücklich; der Sommer brachte fast unausgesetzt köstliche Tage, und das Leben lag in schattenloser Heiterkeit der Gegenwart und Zukunft um sie her.

Man plante einen öffentlichen festlichen Empfang des neuen Stadtoberhauptes, doch unvermuthet und unbemerkt traf Folkart Gundermann schon am Vorabend des festgesetzten Tages im Vaterhause ein. Er hegte keine Neigung, die Hauptpersönlichkeit eines feierlichen Auftrittes zu bilden, und entzog sich der ihm geltenden Kundgebung, von deren Bevorstehen er vernommen.

So hatte er eingerichtet, daß seine ungemeldete Ankunft in die Dämmerung fiel; obendrein verließ er eine Viertelstunde vor der Stadt den Wagen, um sich zu Fuß auf ihm altbekannten Feldwegen bis an die stille Rückseite des Gundermann'schen Gartens zu begeben. Dieser stand jetzt in höchster Pracht norddeutscher Blüthenüppigkeit; die Syringenzweige bogen sich schwer unter der Last derselben, Goldregen und Rothdorn schimmerten noch durch das Zwielicht, und der Jasmin mischte, aufbrechend, schon seine weißen Sterntrauben ein. Die Luft war schwül von

Wärme und Duft; seit langen Tagen hatte sich zum ersten Mal der Horizont im Westen grau umdunkelt, eine Wolkenbank schob sich von dort herauf und ließ ab und zu ein dumpfes Rollen herübertönen. Die Tageshelle nahm dadurch früher, als sonst, ab, wenigstens lag es in den dicht überlaubten Gartengängen bereits an manchen Stellen fast lichtlos.

An einer solchen kam Folkart ein leise auf dem Sande knirschender Schritt entgegen, sodaß er anhielt und fragte: „Wer ist da?!“ Das, was er angesprochen, erregte den Eindruck, erschreckt worden zu sein, denn es blieb einige Augenblicke stumm, ehe eine weibliche Stimme Antwort gab: „Ich.“ Der junge Mann strengte seine Augen an, doch er vermochte nur dunklen Umriß der Entgegnenden zu unterscheiden, und ebenso wenig hatte das kurze Wort ihm durch den Klang Anhalt dafür geboten, wen er vor sich habe. So wiederholte er: „Wer ist das?“ Nun erwiederte Dode: „Bist Du schon gekommen, Folkart? Ich wußte nichts davon.“ An einem kleinen hellen Schimmer ließ sich mehr vermuthen, als gewahren, daß sie ihre rechte Hand vorstreckte, doch der Angeredete schien es nicht zu bemerken und versetzte: „Du? Wanderst Du immer noch so gern allein im Dunkel herum?“ Nicht unfreundlich gesagt war's, aber empfand sich nach zweijähriger Trennung als eine kühle erste Begrüßung, noch mehr durch seine Nachfügung: „Sind mein Vater und meine Schwester im Hause?“ Vielleicht lag keine Absichtlichkeit darin, doch klang's Dode, als habe es ausgedrückt, sie werde wohl wie ein Kind des Hauses behandelt, sei es indeß nicht.

Leise antwortete sie: „Ich glaube"; dann gingen sie neben einander her, bald durch das Gebüsch blinkendem erhelltem Fenster entgegen. Der Lichtschein zeigte zum ersten Mal die Gestalt Dode's, und Folkart äußerte, mit dem Blick über sie hinstreifend: „Du bist noch gewachsen, däucht mich, und auch Deine Stimme muß sich verändert haben, denn ich erkannte sie zuerst nicht. Ihr habt mich doch heute nicht erwartet, woher wußtest Du denn im Dunkeln, wer ich sei?" Das Mädchen erwiederte: „An Deiner Stimme, sie hat sich nicht verändert, ich kannte sie gleich." Der Sprecherin wollte über die Lippen nachkommen: „an ihrem kühlen Ton"; doch sie drängte es zurück und rief statt dessen laut: „Tina!" Beide waren dem Licht näher gelangt, das jetzt eine am offenen Fenster stehende weibliche Figur als die der Angerufenen unterscheiden ließ. Ihre Frage scholl heraus: „Was ist?" Folkart beschleunigte, nicht weiter auf seine Begleiterin Acht gebend, den Schritt, und Dode blieb allein im Garten zurück.

Die Ueberraschung im Hause war begreiflicher Weise eine große, zunächst bei Tina, welche der Eintretende zuerst antraf. Ihre Begrüßung that den alten, unveränderlichen Geschwister-Zusammenhalt zwischen ihnen kund; sie waren von Kindheit auf nicht an Zärtlichkeits-Erweisung gewöhnt, umarmten und küßten sich nicht, aber hielten sich, so lange sie das Nächste mit einander austauschten, eine Weile fest Hand in Hand. Das Licht ließ jetzt die große Aehnlichkeit zwischen ihnen erkennen, nur besaß das Gesicht Folkarts etwas mehr in sich Zurückgezogenes, weckte das Gefühl, daß er trotz seiner Jugend mit außerordent-

licher Sicherheit auf innerer Charakterfestigung und unwankbaren Grundsätzen ruhe. Wie seinem körperlichen Behaben, mochte auch seinem geistigen Wesen Geschmeidigkeit und Anmuth fehlen; er besaß weder etwas von einem schönen Manne, noch, äußerlich wenigstens, von einer poetischen Natur, entsprach der Vorstellung eines voll in seiner Rechtswissenschaft aufgehenden Juristen. Dennoch übte er keineswegs einen unsympathischen Eindruck; in dem Blick, mit dem er in die Augen der lange nicht gesehenen Schwester grüßte, lag Freudigkeit eines verhaltenen Gemüthes, wie der gelassene Ton seiner Stimme etwas innerlich Erregtes überschleierte. Die steife Haltung seiner kräftig-hohen, schlank gebauten Gestalt mochte einer mütterlichen Mitgift entspringen, denn Tina besaß dieselbe, wenn auch in geringerem Maße, ebenfalls. Nun sagte sie: „Wie sonderbar Du heute zu uns und in unsere Stadt heimkommst, Folkart! Wer hätte daran früher denken können!“ Er nickte und antwortete kurz: „Ja, sonderbar, Tina, für mich wohl noch mehr, als für Dich.“ Und den Kopf drehend, blickte er sich an den Wänden, zwischen denen er als Knabe gespielt, um.

Der Senator wußte noch nicht von seiner Ankunft, Beide begaben sich jetzt in die Stube desselben hinüber. Er saß schreibend bei seiner Studirlampe, seine Feder zuckte mit einem abgleitenden Striche über das Papier, als er hinter sich ein „Guten Abend, lieber Vater“ vernahm. Rasch trat Folkart auf den vom Stuhle Aufgefahrenen zu, ergriff die Hand desselben und drückte sie. Dann bückte er plötzlich den Kopf nieder, um sie zu küssen.

Er hatte dies noch niemals sonst, auch nach langer Abwesenheit, nicht gethan; es entsprang einem instinctiven Antriebe, etwas nicht vom Munde Gesprochenes auszudrücken. Die Abendmahlzeit war im Hause schon vor einer Stunde eingenommen worden, Tina ging, schnell für den Bruder den Tisch wieder zu rüsten. Vor den Fenstern flogen blaue Flammen hin und her, und ein stärkeres, knatterndes Geroll folgte; das Gewitter kam über die Stadt herauf. Vater und Sohn standen, mit einander über Nebensächliches redend; Folkart suchte, davon ab-, zu etwas ihm auf der Zunge Liegendem zu gelangen, doch es bot sich kein Anlaß dafür. Endlich zog er einen solchen herbei und sagte: „Wir haben noch nicht von Dem gesprochen, lieber Vater, was uns heute hier zusammenbringt. Es ist so wohl noch selten geschehen und begreiflich, wenn ich einige Tage mit meiner Entscheidung gezaudert, ob ich die Wahl annehmen solle und der aus ihr entstehenden schwierigen Lage gewachsen sein werde. Ich weiß, daß ich meine Stellung keinem Verdienst von meiner Seite, sondern lediglich dem Deinigen um unsere Stadt verdanke, nur zum Mittel diene, ihr Deine Wirksamkeit fortzubewahren. Daraufhin bin ich gewählt; es zeichnet mir also die Richtschnur meines Verhaltens vor. Andererseits durfte ich als Dein Sohn nicht ablehnen, da es mir vor Allem oblag, die Ausführbarkeit des allgemeinen, mit dem Deinigen zusammenfallenden Wunsches zu ermöglichen. So befinde ich mich in einer Amtsstellung, deren Rechte mir nicht zustehen, deren Pflichten ich nur zu erfüllen habe. Ein Sohn kann, selbst wenn er wollte, nicht ein Vorgesetzter

seines Vaters sein; die eigentliche Leitung der städtischen Angelegenheiten wird also selbstverständlich in Deinen Händen weiter beruhen, von vornherein meiner einspruchslosen Beipflichtung gewiß, und ich werde meine Amtsführung nur auf diejenigen Pflichtübungen beschränken, für welche mich, meiner Eidesleistung gemäß, die Verantwortung trifft. Dergestalt denke ich, allem Dem nachzukommen, was man von mir erwartet, weshalb ich hierher berufen worden bin. Mich däucht, es war gut, lieber Vater, dies im ersten Beginn deutlich auszusprechen, damit Du abgehalten wirst, Dich etwa durch Rücksichtnahme auf mich beengt zu fühlen."

In der That war's unfraglich eine eigenthümliche Lage, in welche der junge Bürgermeister aus seiner bisherigen Selbständigkeit versetzt worden. Er sollte kaum etwas Anderes mehr, als einen Namen, einen willenlosen Schemen bilden, hatte diese seiner Natur durchaus widersprechende, freiwillig befugnißlose Stellung aus Liebe und Verehrung für den Vater auf sich genommen. Das trat aus seinen Worten, wenn auch nicht offen ausgedrückt, doch fühlbar zu Tage; der Senator reichte ihm nochmals die Hand und erwiederte: „Ich danke Dir, mein Sohn, für Deine klare Aeußerung und für das Opfer, das Du mir gebracht. Es soll und wird in Wirklichkeit keines für Dich sein; wir werden stets mit einander berathen, unsere Meinungen in Uebereinstimmung versetzen, und meine vieljährige Erfahrung wird Deiner Rechtskundigkeit, oder je nach den Fällen umgekehrt zur Seite stehen. So, mein lieber Folkart, denke ich, bilden wir nicht zwei Persönlich-

keiten, sondern eine, die nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen kann."

Tina kehrte mit der Nachricht zurück, die Abendmahlzeit warte auf den Bruder, und Alle begaben sich in das Eßzimmer hinüber. Draußen begann jetzt der Regen herabzurauschen, man hörte sein Geraschel auf Baum und Busch; dazwischen funkelten ab und zu gelbe Blitze. Tina sagte: „Die Landleute werden nach der langen Trockenheit sehr zufrieden sein, aber es trifft sich eigen, daß Du grad' mit dem ersten Gewitter des Jahres zu uns kommst, Folkart; beinahe wärest Du hineingerathen." Der Senator hatte, stumm vor sich niederblickend, am Tisch gesessen; nun fragte er, den Kopf hebend: „Wo ist denn Dode?" — „Wohl oben auf ihrer Stube," antwortete Tina; „vorhin war sie im Garten, aber der Regen wird sie hereingebracht haben." Sie trat indeß an's offene Fenster und rief den Namen der Vermißten hinaus, deren Stimme wider Erwarten in der Nähe des Hauses zurückgab: „Ja, — ich bin hier." — „Noch immer? Du wirst ja naß!" — „Unter der Linde ist's noch trocken." — „Nein, mach' schnell! Das Gewitter kommt näher, und unter einem hohen Baum ist's gefährlich."

Es dauerte noch ein paar Minuten, dann kam Dode herein und setzte sich stumm an den Tisch. Das Blätterdach hatte doch nicht völlig dicht gehalten, ihr Kleid sah feucht aus, und das Lampenlicht glitzerte da und dort in perlenartigen Tropfen auf ihrem Haar. Gundermann empfing sie: „Kind, Du wirst Dich erkältet haben; mich däucht, es zieht kühl herein." Er stand auf, das Fenster

zu schließen; sich umwendend, fügte er verwundert nach: „Habt Ihr, Du und Folkart, Euch schon begrüßt?“ Der Letztere antwortete: „Ja, wir trafen uns im Garten, als ich kam.“ Er setzte, einen Blick auf sie hinüberwerfend, hinzu: „Jetzt, wie ich Dich sehe, erscheinst Du mir noch unbekannter, als vorhin beim Hören, wie eine völlig Fremde.“ Tina äußerte: „Ja, es wird öfter gesagt, daß Dode sich in den letzten Jahren sehr verändert haben soll; im täglichen Beisammensein bemerken wir es natürlich nicht.“

Ein naher, wie Kanonenschläge polternder Donner brach ihr in's letzte Wort. Man sah an dem Gesichtsausdruck Dodes, die elektrische Spannung der Luft faßte offenbar ihre Nerven mit einer aufregenden Wirkung an. Sie war sehr blaß, aber ihre Augen glänzten fieberhaft; Furcht vor dem Gewitter schien sich in ihr mit einer von den Blitzen auf sie geübten magischen Anziehungskraft zu vermischen. Der Senator hielt die Augen weit geöffnet auf sie gerichtet, und unwillkürlich kam von seinen Lippen: „Wie Du heut' Abend an Deine Mutter erinnerst!“ — „Hast Du Dodes Mutter gekannt, Vater?“ fragte Tina. An ihr war Alles ruhig, die Elektricität berührte sie mit keinem Einflusse.

„Ja, gesehen,“ erwiederte Gundermann, doch zugleich flog er mit den Uebrigen mechanisch vom Sitz auf. Einem gefiederten Flammenpfeil ähnlich war draußen ein Feuerkeil in die Linde niedergefahren und hatte eine Sekunde lang das Geflecht ihrer Aeste in ein blutrothes Licht getaucht; schmetternd betäubender Donner ließ alles Geräth auf dem Tisch klirren, das Haus schien zu wanken. Gleichzeitig bot sich im Zimmer ein wundersamer Anblick; augen-

blicksturz zuckte, wie von dem Blitz abgesprungen, über dem dunklen Scheitel Dodes eine kleine bläuliche Flamme auf und losch wieder aus. Nur Folkarts Blick war zufällig in die Richtung gewendet, die Anderen nahmen nichts davon wahr. Tina öffnete zuerst den Mund: „Das war ein furchtbarer Schlag. Welches Glück, daß Du nicht unter der Linde geblieben, Dode! Er hat sie getroffen, doch wie's scheint, nicht gezündet.“

Der Senator stieß jetzt aus: „Gottlob!“ Doch er knüpfte erschreckt unmittelbar daran: „Was ist Dir, Kind?“

Aus den Zügen Dodes redete etwas halb Besinnungsloses, wie aus ihren Gliedern körperlich Unmächtiges. Sie schwankte vornüber und suchte einen Halt an Gundermann, der sie mit den Armen umschlang. Dazu brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, durch das ihre Stimme halb erstickt, unverständlich klang: „Ich wollt', ich hätte noch drunter gestanden.“

Der Senator hielt sie an seine Brust gezogen und zärtlich schützend umfaßt. Sanft mit der Hand ihr über Haar und Schläfe gleitend, sagte er: „Beruhige Dich, mein Kind, — Dir geschieht nichts, ich bin bei Dir. Du weißt nicht, was Du sprichst, Deine Nerven sind aufgeregt. Hättest Du mich denn verlassen wollen?“

Das Letzte fügte er flüsternd nach. Folkart stand, einen Mißmuth in seinem Blick nicht verbergend, und äußerte: „Das ist ja krankhaft; laßt sie doch zu Bett gehen! Die Gefahr ist vorüber.“

Er hielt einen Augenblick an, dann setzte er hinzu: „Ich bin auch müde von der langen Fahrt, und es ist das Beste, zu schlafen. Gute Nacht.“

Seinem Vater die Hand reichend, wendete er sich, ohne Dode zu beachten, gegen Tina: „Du bringst mich wohl auf mein Zimmer." Die Angeredete entzündete einen Fidibus an der Lampe und damit eine Unschlittkerze in breit-rundfüßigem Messingleuchter; nun gingen die Beiden mit einander auf den Flur hinaus und stiegen die Treppe zum oberen Stock hinan. Hier traten sie in die für Folkart hergerichtete Schlafstube, wo er schweigend eine Minute lang die alten Bilder an den Wänden betrachtete. Dann drehte er sich kurz um und sagte:

„Es ist Alles, wie ich es als Knabe hier verlassen, Tina —"

Seine Augen richteten sich in die ihrigen, so wiederholte er: „Ja, als Knabe empfand ich schon das Nämliche, wie heut', — sie nimmt uns die Liebe unseres Vaters vorweg, wie sie es immer gethan."

Tina entgegnete: „Wie kommst Du — ich kenne Dich und sah Dir an, daß Dich etwas innerlich aufregte."

„Er denkt für sie, daß keine Zugluft an sie geräth; wenn er bei ihr ist, kann ihr nichts geschehen; wo sie in Frage kommt, sind wir nicht da, nicht in seinen Gedanken, noch in seinem Herzen. Das fühlte ich von je. Hätten wir uns bei dem Blitzschlag so thöricht benommen —"

„Sie ist von anderer Natur, als wir, Folkart, hat oft etwas Hülfsbedürftiges; ein Verlangen, sich anzuschmiegen, liegt in ihr. Dem kommt unser Vater entgegen, weil er fühlt, daß sie ängstlich nach Liebe sucht. Wir sind weniger leicht furchtsam erregt, unseres Kinderrechtes an ihn sicher bewußt."

„Mag sein, daß Du mehr daran gewöhnt bist, Tina, mir ist's wieder neu, verwundet mich. Glaubst Du, mein Herz sei nicht erregbar, verlange nicht nach Liebe? Was ist denn schön am Leben, außer ihr? Ich war sehr einsam die letzten Jahre in der fremden Stadt; hätte mich die Sehnsucht zu Euch nicht getrieben, würde ich mich wohl kaum überwinden gekonnt haben, diese schwer ertragbare Abhängigkeit, — — unser Kinderrecht, sagst Du? Mich däucht, sie ist das Kind im Hause und wir sind die Fremden; oder sie ist die Tochter und Du bist, wie sie nach außen benannt wird, die Nichte —"

Er brach plötzlich ab und sah seine Schwester Tina, wie von einem ihm durch den Kopf schießenden Gedanken berührt, an, sodaß sie fragte: „Was denkst Du, Folkart?"

„Nichts, Tina. Gut' Nacht! Ich hatte die erste Nacht hier mir schöner gedacht. Je weiter man in's Leben hineinkommt, um so mehr heißt es, seine Ansprüche daran herabmindern, sich mit geistiger Thätigkeit und seiner Berufspflicht begnügen. Doch auch die hab' ich kaum mehr, bin höchstens noch ein Rechnungs-Revisor für die Kassenbücher der Stadt. Schlaf' wohl, liebe Schwester! Ich weiß, Du bleibst mir wenigstens."

Tina nahm fest seine Hand. „Ich glaube, das Gewitter hat Dich unbewußt auch aufgeregt, Folkart; mir ist etwas Fremdes heut' Abend in Dir. Morgen wirst Du ruhiger sein und auch milder, gerechter über Dode denken. Ich habe sie lieb wie eine Schwester; versuch's nur und wolle es, dann wirst Du's auch können. Denke, wenn der Blitz sie vorhin unter dem Baum getroffen hätte!

Ich könnte mir nichts Entsetzlicheres für uns Alle vorstellen. Gute Nacht!"

Tina ging; Folkart schritt in seinem Zimmer hin und her. Der ihm zuvor plötzlich aufgestiegene Gedanke hatte ihn nicht wieder verlassen; nach einer Weile blieb er einmal stehen und sprach halblaut vor sich hin: „Wer als Jurist in das Leben hineingesehen, hat gelernt, daß bei Menschen nichts als unmöglich auszuschließen ist. Wenn sie es wäre —"

Er setzte sein Auf- und Niederwandern fort; etwa nach einer halben Stunde tönte draußen auf dem Vorplatz ein sicherer Schritt, seinem Ohre altbekannt. So war Tina von jeher gegangen; sie hatte noch häusliche Obliegenheiten erfüllt und begab sich nach ihrer Stube. Kurz darauf lag das Haus wieder ruhig, dann kam nochmals ein leiser Ton durch die Stille, nicht unterscheidbar, wovon er herrühre. Folkart horchte unwillkürlich auf. War es ebenfalls ein Fußtritt gewesen? Nun knarrte drüben eine Thür und schloß sich sachte zu, die des Zimmers, welches Dode von Kindheit auf bewohnte. Offenbar war das huschende Geräusch von ihr entsprungen; ihr Gang hatte immer etwas kaum Hörbares gehabt.

Folkart war's gelungen, seine Gedanken gewaltsam von ihr abzuwenden und auf den morgen bevorstehenden öffentlichen Antritt seiner neuen Stellung zu richten. Jetzt lenkte das Knarren der Thür sein Denken wider Willen auf Dode zurück. Ein Wort Tina's klang ihm nach: Wenn der Blitz sie unter der Linde getroffen hätte! Einen Moment war's ihm so vor den Augen gewesen, als das blaue Flämmchen über ihrem Scheitel gezuckt.

Es durchfuhr ihn etwas, daß er erschrak. Hätte er gewünscht, es wäre so geschehen?

Die Luft im Zimmer besaß drückend Beengendes, da die Magd, des Unwetters halber, die Fenster geschlossen hatte. Er stieß eines derselben auf und athmete die hereinströmende Frische ein. Das Gewitter war abgezogen, es grollte nur noch dann und wann in der Ferne, aber der Himmel lag schwer wolkenbedeckt und die Nacht lichtlos schwarz über Allem. Nur für den Geruchsinn kam Blüthenduft vom Garten herauf.

Dann funkelte noch einmal ein auffliegendes Geleucht drüben im Osten, übergoß die Bäume und die Hauswand mit einem weißbläulichen Schein. Der hob einen Moment an der letzteren aus dem schwarzen Dunkel etwas Helles hervor, das im nächsten Augenblick wieder, wie ausgelöscht, verschwand. So hatte es einem Einbildungs-Phantom geglichen; doch die Phantasie Folkarts besaß nicht die Lebendigkeit, sich solche zu erzeugen. Es mußte ein Menschengesicht gewesen sein und zwar nach der Richtung wahrscheinlich dasjenige Dodes, die auch noch aus dem Fenster ihres Schlafgemaches in die Nacht hinausgesehen. Wie unwillkürlich etwas unbestimmt Gewahrtes antreibt, sich durch nochmalige Beobachtung darüber Gewißheit zu verschaffen, verweilte Folkart noch, den Blick zur Seite hinübergerichtet haltend, in seiner vorgebückten Stellung. Aber es folgte kein Blitz mehr, das Auge blieb unfähig, die Finsterniß zu durchdringen, und kein Laut verrieth etwas dem Ohre.





Die Einführung des neuen Bürgermeisters durch einen dazu eingetroffenen Vertreter der Regierung hatte nun stattgefunden. Man war allgemein vollbefriedigt von der Art seiner Antrittsrede, in welcher er natürlich nicht geradezu den Grund seiner Amtsberufung dargelegt, aber verständlich der Absicht Ausdruck gegeben, für mannigfache Unerfahrenheit seiner Jugend in der Leitung der städtischen Angelegenheiten bei älterer, langbewährter Einsicht Belehrung und Unterstützung zu suchen, und an dem in hergebrachter Weise Fortgehenden war nichts verändert, als daß vor dem Gesetz ein Anderer die Verantwortung für die Wahrung der öffentlichen Interessen und Erfüllung der Pflichten des Gemeinde-Oberhauptes trug. Der Senator hatte seit Langem das Rathhaus nur noch zur Führung des Präsidiums in den Sitzungen besucht, sonst indeß alle Geschäfte in seinem eigenen Hause erledigt und zu diesem Behuf diejenigen Akten und Rechnungsbücher, deren er zeitweilig bedurfte, in seine Arbeitsstube überführt. Es war das allerdings wohl eine Ordnungswidrigkeit oder wenigstens eine Unregelmäßigkeit, doch bei der unanzweifelbar von Gundermann geübten sorglichen Obhut, welche

jede Besorgniß eines Verlorengehens der Gegenstände ausschloß, vergönnte man ihm gern die dadurch bewirkte Erleichterung vielfältiger Mühen, und lange Gewöhnung ließ überhaupt keinen Einspruchs-Gedanken dawider mehr aufkommen. So blieb auch jetzt das Zimmer des Senators die eigentliche, den Morgen hindurch von Rathholenden und Beschwerdehebenden vielfach aufgesuchte Bürgermeisterstube, während die sobenannte im Rathhause wie zuvor leer stand oder vielmehr nur Folkart zu ungestörtem Aufenthalt diente. Niemand kam um Auskunft oder Entscheid dorthin, er war für die Bewohner der Stadt nicht vorhanden. Nur der Rathsdiener zog bei seiner Ankunft mit einem „Guten Morgen, Herr Bürgermeister“ die Mütze vor ihm, doch fügte gemeiniglich nach: „Entschuldigen, Herr Bürgermeister, ich muß zum Herrn Senator hinüber, ob der Herr Senator vielleicht einen Auftrag hat.“ Das hatte der dem Namen nach das Stadtregiment Führende vorher gewußt, sich mit dieser Vorstellung bereits bei der Annahme seiner Wahl vertraut gemacht und keinerlei andere Erwartung gehegt. Aber es fiel doch in der Wirklichkeit schwerer, darüber wegzukommen, als im Gedanken, und um manchmal heraufschleichende Regungen der Unbefriedigung und des Unmuthes von sich abzuscheuchen, griff Folkart eifrig nach einer Thätigkeit und Beschäftigung seines Kopfes. Er vertiefte sich angespannt in das auf dem Rathhause vorhandene Material, um Kenntniß von den Verhältnissen der Stadt zu gewinnen und seinem Vater in Fällen von Rechtsangelegenheiten mit nützlichem Rath zur Seite stehen zu können. Bei diesem

sich genau Unterrichten über die städtischen Zustände stieß er oftmals auf glänzende Zeugnißbeweise des umsichtig-weisen, erfolgreichen und thatkräftigen Verwaltungs-Talentes seines Vaters, erkannte, daß die demselben allgemein gezollte Dankbarkeit und Verehrung auf vollgewichtigen Gründen fuße. Wenn er den Morgen derartig für seine Belehrung einsam verbracht, begab er sich zum Mittagessen nach Hause und bestrebte sich, am Tische seine innere Befriedigungslosigkeit unter einer möglichst heiteren Außenseite zu verbergen. Doch ward ihm dies durch die Anwesenheit Dodes zumeist noch schwerer gemacht, als am Vormittage sein Unbehagen vermittelst der Arbeit zu bekämpfen. Ihn überkam täglich wieder das Gefühl, daß sowohl er wie Tina im Herzen des Vaters gegen Dode zurückstanden. Der Letztere erkannte zweifellos die vortrefflichen Eigenschaften der Tochter voll an und würdigte ebenso mit vollem, dankbarem Begreifen das ihm von seinem Sohn gebrachte Opfer eigener Selbständigkeit, aber der Ausdruck seiner Liebe für Beide konnte seinen wesentlichen Ursprung im Verstande nicht verleugnen; er war stolz auf sie, beglückt durch sie, doch wenn Dode nicht gewesen wäre, hätte man ihn zärtlichen Gefühls unfähig halten müssen. Sie empfand, daß Folkart dadurch gekränkt ward, und konnte doch nicht unterlassen, es zu erwidern. Ihr Wesen bedurfte desselben zu nothwendig, fand an der ruhigen, schwesterlichen Theilnahme Tinas nicht Lebensnahrung genug. So erweiterte sich die alte Kluft zwischen ihr und Folkart, anstatt sich zu überbrücken. Beide suchten einen äußeren Anschein gleichmüthigen Einvernehmens zu

bewahren, aber ab und zu verrieth eine Kleinigkeit die sich steigernde Spannung zwischen ihnen. Tina, welche diese, ohne sich darüber zu äußern, wahrnahm, fühlte, es könne so auf die Dauer nicht fortgehen, doch sann vergeblich nach einem beschwichtigenden Hülfsmittel. Sie fand kein anderes, als, ihr Bruder müsse einmal offen und ruhig mit Dode über Das sprechen, was seine Abneigung gegen sie veranlaßt habe und forterhalte, daß sie den eigenen Kindern einen großen Teil des väterlichen Herzens entziehe; sie werde es vermögen, dies Mißverhältniß so zu ändern, wie es die Natur und die nicht in äußerer Zärtlichkeit sich kundgebende Liebe des Sohnes zum Vater erheische. Folkart war gewillt, nach diesem Rath zu handeln, aber es bot sich ihm keine Möglichkeit dazu. Dode vermied unverkennbar jedes Alleinbleiben mit ihm, verließ stets, wenn Tina sich entfernte, sofort auch das Zimmer. Und außerdem war die beabsichtigte Unterredung im Hause oder Garten kaum möglich, ohne nicht besorgen zu lassen, daß bei den sommerlich offenen Fenstern dem Vater das Gesprochene zu Gehör komme.

Dann gerieth Tina indeß doch auf ein sicheres Mittel für die Ausführung des beabsichtigten Zweckes. Sie hatte Dode eines Vormittags zu dem einsamen Lieblings-Aufenthalt derselben am Waldrande fortgehen gewahrt und rieth dem Bruder, ihr dorthin nachzufolgen, um die Auseinandersetzung ungestört und ohne Zeugen erzielen zu können. Ein Verfehlen der Stelle schien ihm nach der Beschreibung nicht möglich, und er begab sich auf den Weg.

Höchste Feldblüthen-Schönheit der Sonnenwendzeit

war's jetzt. An den Seiten des schmalen Fußsteiges, den Folkart entlang schritt, stand der Roggen schon hoch in Aehren; mechanisch mit der Hand über sie hinstreifend, wie er's als Knabe gethan, ging er langsam vorwärts, sich die Worte gestaltend, mit denen er geradaus, ohne Rücksicht Dode das ihr zur Last Fallende vorhalten wollte. Lang, seit Kinderzeit Angesammeltes war's, das aus ihm heraufdrängte; er fühlte ein tiefes Recht des Herzens zu seinem Vorhaben einer Abrechnung in sich. Aeußerliche Ruhe zu bewahren, gebot er sich, aber Schonung brauchte er nicht zu üben.

Der Kukuk rief noch und blitzend schwirrende Insekten schossen hin und wieder, sonst lag Alles still in heißem, bald mittäglichem Goldglanze. Das Unbewegte der Dinge hatte Traumhaftes; an Stellen hoben sich die Fächerdolden der Kälberkropfblüthen in so dichten Mengen zusammengedrängt auf, daß sie wie ein von Feenhand gewebter feiner Märchenduftschleier weißleuchtend den Boden überfüllten. Große goldene Kelchsterne flammten sonnenhaft dazwischen, Alles von keinem Hauch geregt. Es kam Folkart der Gedanke, daß er dies lange nicht mehr so gesehen, oder vielleicht mit dem Blick wahrgenommen, doch nicht mehr so empfunden. Als Knaben hatte ein Gefühl ihn angefaßt, es liege ein verschwiegenes Geheimniß darin; zum ersten Mal klopfte ihm heut plötzlich das Herz wieder sonderbar unverstanden auf, wie zuweilen in jener Zeit, und ein leises Schauern lief ihm vom Nacken herab.

Suchend schaute er umher: dorthinüber mußte er,

über die kleine Waldlichtung. Wo die Au dunkel unter dem hängenden Buchengezweig aufspiegelte, war nach Tinas Schilderung der Platz, an dem Dode sich gemeiniglich aufhielt. Nun führte der Pfad über einen sandgelben, sonnenglühenden Bodenfleck, dem nur ein wenig dürres Gehälm entkeimte. Da überhüllte es jählings den leblos scheinenden Grund mit dichter Bewegung, wie eine Wolke von Bläulingen stob es vor dem Fuß in die Höhe, flimmerte und flatterte halbhundertfältig durcheinander. Es war, als wollten die winzig zierlichen Falter eine hin- und herschwebende blaue Mauer aufthürmen, den unwillkürlich Anhaltenden am Weitervorschreiten zu hindern; ein lautlos geisterhaftes Treiben ging durch alles Ruhen und Regen der Natur.

Doch drüben zeigte jetzt zwischen dem Laubgrün ein hellerer Kleidschimmer den Aufenthaltsplatz Dodes an, und der Anblick machte Folkart von den unsichtbar webenden Fäden los, die ihm heimlich das Gefühl und den Entschluß, seinen Weg fortzusetzen, zu umstricken suchten. Rasch schritt er vorwärts, dem deutenden Schein entgegen. Dode lag nach ihrer Gewohnheit hingestreckt, die Hände unter dem Kopf zusammengeschlossen haltend. Er machte sich bereit, daß sie aufspringen und davoneilen werde, sobald sie ihn wahrnehme; für den Fall war er gewillt, sie einzuholen und zu nöthigen, daß sie ihn hören und ihm Rede stehen müsse. Allein sie schien sein Herankommen nicht zu vernehmen, denn sie regte sich nicht. Vorsichtig trat er näher, nun dicht zu ihr. Da erkannte er, sie sehe und höre nichts von ihm; ihre Lider waren geschlossen, sie schlief.

Er hatte bisher nicht darauf geachtet, daß sie schon seit einer Woche, seit seiner Ankunft in der Stadt, am Morgen überwacht ausgesehen; jetzt sprach ihr Gesicht ihm deutlich von schlaflos verbrachter Nacht, in deren Folge die Müdigkeit sie hier überwältigt. Ohne Bewußtsein hob und senkte sich ihre Brust, doch nicht gleichmäßig, sondern unruhig athmend. Folkart öffnete die Lippen, sie anzurufen und zu wecken. Aber eh' es geschehen, hielt er den Laut an. Das wäre grausam gewesen, denn offenbar bedurfte sie des Schlafes; den Vorwurf, so gegen sie gehandelt zu haben, wollte er nicht auf sich laden, sondern abwarten, bis sie von selbst erwache. Eine Baumwurzel krümmte sich unfern von ihr empor, darauf setzte er sich und blickte harrend auf die unbeweglich Liegende hin.

Hier war nichts von Geräusch zu hören, als ab und zu ein leises Glucken des Wassers, regungslos stand die Wiesenlichtung im blendenden Sonnenglanz, selbst die Insekten flatterten nicht mehr, sondern saßen flugrastend auf den Blüthenköpfen. Es kam Einschläferndes aus der heißen Stille, Folkart's Stirn zuckte einmal auf, die Gestalt Dodes war ihm vor dem Blick wunderlich auseinander geflossen, doch ein surrender Ton hatte ihm die halb herabgenickten Lider emporgehoben. Etwas Gelbes verursachte denselben noch fort; nun sah er's, eine an ihm vorbeigeschossene Hornißschwirrte in engem Kreise um den Kopf der Schläferin. Mechanisch sprang er, hastig einen Laubzweig abreißend, auf und verscheuchte das gefährliche Insekt, dessen dumpfes Gesumme noch aus der Waldtiefe nachklang; dann kehrte er auf seinen Sitz zurück.

Ein Weilchen verging, nun kam ein anderer Laut durch die Luft, leis klingend, verzitternd, Mittagsglocken-Geläut vom Kirchthurm der Stadt. Folkarts Ohr vernahm's, doch seine Besinnung wußte sich nicht klar zu machen, was es sei. Er hielt die Augen jetzt weit geöffnet und unverwandt auf die Ruhende gerichtet, ihr Aufwachen erwartend. So sah er deutlich ihr Gesicht, aber trotzdem verschmolz dies ihm auch mit dem, wovon es in der Nähe umgeben ward, hohem Halmwerk mancher Art, übernickenden, gefiederten Blüthenrispen und Gräsern, deren Spitzen hie und da von einem darüber irrenden Sonnenfünkchen flüchtig aufflimmerten. Draußen lag Alles in tiefem Schatten, nur ein paar sich nahgesellte, zugleich dunkel und hell erscheinende Kelche hoben sich ungewiß d'raus hervor. Jetzt indeß klarer, denn ein Lichtspiel warf seinen Abglanz zu ihnen hin, und sie offenbarten sich als zwei große veilchenfarbige Glockenblumen. Das waren sie unfraglich, und doch waren sie in Einem auch, daß der Hinblickende erschrak, die plötzlich weit geöffneten Augen Dode Lutgersen's.

Einen Moment nur dauerte diese phantastische Täuschung. Folkart schüttelte den halben Traumzustand, der ihn überkommen, von sich ab; mit geschlossenen Lidern wie zuvor, fest schlafend lag Dode, und ruhig und deutlich standen die beiden dunkelblau-violetten Blüthenkelche hinter ihr. Nur eine Uebertragung aus einbildnerischer Vorstellung war's gewesen, weil ihre Augen in der That genau die Farbe der Glockenblume besaßen. Nicht das allein, auch das Eigenartige des Hervorleuchtens derselben aus dem Schatten.

Die Luft hatte Bedrückendes, der junge Mann glitt sich mit der Hand einmal über die feucht gewordene Stirn. Es war keine Aussicht, daß die Schläferin bald von selbst aufwachen werde; er stand jählings auf und ging behutsamen Fußes einige Schritte davon. Dann blickte er zurück; sie lag unbeweglich, aber ein Stundenschlag kam jetzt, Mittagszeit kündend, von der Stadt her. Sollte er sie aus der Entfernung doch wecken, ihr zurufen, daß sie sich zum Essen auf den Rückweg machen müsse? Doch das ging sie an, wenn sie zu spät kam, nicht ihn. Die Zeit gebrach, um die Absicht, mit der er sie aufgesucht, noch auszuführen, und schweigend mit ihr, neben ihr zu gehen, wäre peinlich und nicht möglich gewesen. Er hätte einen Grund angeben müssen, wie er hierher gekommen sei, und er wußte keinen.

So schlug er, ohne mehr umzuschauen, den Pfad, der ihn gebracht, wieder ein, rasch ausschreitend, dann lief er fast. In ihm war etwas Fortdrängendes, er konnte sich nicht sagen, was. Oder doch, das mußte es sein, er fürchtete, zu spät am Tisch einzutreffen. Sein Vater hielt auf Pünktlichkeit, und als Kind war er manchmal so gelaufen; dies Knabengefühl kam wohl treibend über ihn. Die Bläulinge stoben von dem gelben Sandfleck wieder um ihn auf, doch diesmal eilte er ohne Anhalt durch ihr Gewoge hindurch. Nur einmal tauchte er kurz vom Wege seitab in die Wiese hinein, um etwas zu pflücken, das unwillkürlich zwischen dem dichten Pflanzengedränge sein Auge fremdartig angezogen hatte. Auch das entsprang wohl erwachtem alten Knabentriebe; als er hielt, war's indeß nur eine Glockenblume. Seine Hand machte eine Bewegung, sie fortzuwerfen,

aber das wäre unrecht gewesen. Er hatte immer eine Rohheit darin empfunden, wenn Andere Blüthen zwecklos abgerissen und zum Verwelken fallen gelassen. Die blaue Glocke zwischen den Fingern drehend, ging er mit darauf niedergerichtetem Blicke eilig weiter. Zu Hause traf er Tina im Eßzimmer, sie fragte: „Hast Du Dode gefunden?“ Er nickte: „Ja.“ — „Und hast Du mit ihr —?“

Einfallend erwiederte er abermals: „Ja.“ Dann fügte er rasch nach: „Sie wird vermuthlich erst etwas später zum Essen kommen; es ist wohl noch nicht so weit, meine Hast war unnöthig, und ich habe auch noch Zeit, droben etwas nachzusehen.“ Schnell begab er sich die Treppe hinan auf seine Stube, doch dort setzte er sich, seiner Absicht nicht mehr gedenk. Er war ermüdet von der heißen Luft, und das Herz klopfte ihm vom zu raschen Gange. Nach einer Weile stand er auf, füllte Wasser in ein Glas und stellte die mit heimgebrachte Glockenblume hinein. Erst als er drunten den Schritt seines Vaters vernahm, ging er, ihm nachfolgend, hinunter und wieder in's Eßzimmer zurück.

Am Tische ward wenig gesprochen, der Senator war in schweigsame Gedanken vertieft und Folkart gleicherweise. Dode kam noch im letzten Augenblick; sie entschuldigte sich, ihren Platz einnehmend, daß sie im Walde eingeschlafen und erst aufgewacht sei, als es höchste Zeit gewesen. Gundermann fiel besorgt ein: „Das solltest Du nicht, es könnte im Schlafe etwas an Dich kommen, ein bösartiges Waldinsekt oder dergleichen und Dich verletzen.“

„Ja, der Vater hat recht,“ pflichtete Folkart bei, „es ist nicht rathsam, Wespen und Hornisse schwirren überall

umher.“ Die Worte kamen mit anderem Ton als sonst von seinem Munde, nicht deutlich auffaßbar; jedenfalls klang aus ihnen kein verhaltener Mißmuth über die väterliche Besorgnißäußerung des Senators. Tina warf einen verwunderten Blick auf den Bruder. War's seine Absicht, durch den gleichmüthig milden Stimmenton zu besänftigen, etwas wieder gut zu machen? Doch andererseits konnte die Unterredung im Walde nicht heftig und aufregend gewesen sein, da Dode nach derselben geschlafen hatte. Denn geschlafen mußte sie haben, sie log nicht; Lüge war im Hause unbekannt.

Jeder ging am Nachmittag seine Wege, in Allen bethätigte sich ein Antrieb nach Vereinzelung, zum Alleinsein. Folkart brachte viele Stunden auf dem Rathhause zu, angestrengter noch als sonst seiner dortigen Beschäftigung hingegeben; er schien das am Morgen Versäumte einholen zu wollen. Nur ab und zu ging sein Blick wohl einen Moment über den Rand eines Aktenblattes hinaus, doch mit hastigem Kopfruck kehrten die Augen stets zu der Schrift zurück. So verblieb er in der Bürgermeister-Stube, bis der Abend heranzunahen begann; als er endlich aufbrach, schlug er einen Umweg nach Hause ein, der ihn, wie bei seiner Ankunft, an die Rückseite des Gartens führte. Auch um die nämliche Tageszeit ungefähr war's, die Dämmerung begann schon unter dem Gebüsch einzufallen; er trat hinein, blieb einmal aufhorchend stehen und ging langsam weiter. Dann klangen seitwärts her von einer Bank Stimmen, diejenige Tinas und Henrichs zur Modden, der am Tage vorher mit der „Dode“ wieder heimgekehrt war. Sie sprachen laut und fröhlich; der junge Kapitän antwortete auf etwas

von dem Mädchen Gesagtes: „Wenn ich den Goldknauf unsers Thurmes wieder über dem Wasser auftauchen sehe, Fräulein Tina, da ist's mir allemal wie dem Königssohn im Märchen, der von Weitem das Schloß gewahrt, nach dem die gute Fee ihn ausgesandt.“ Nun beschleunigte Folkart seinen Schritt und begab sich in's Haus, wo er einige Augenblicke zögernd auf dem Flur stand, eh' er in die Thür der Arbeitsstube seines Vaters trat. Im Ton, mit dem er diesen begrüßte, lag etwas Unsicheres, Erregung Ueberschleierndes; den Fuß an's geöffnete Fenster vorsetzend, fügte er nach: „Mich däucht, die Abendluft zieht kühl herein.“ Der Senator erwiederte verwundert: „Im Gegentheil, mir kommt's draußen schwül vor.“ Doch Folkart schloß das Fenster, drehte sich danach um und sagte: „Lieber Vater —“

Da seine Stimme stockend anhielt, versetzte Gundermann: „Was hast Du?“

„Eine Frage an Dich, die Niemand außer uns hören soll. Sie ist mir an dem ersten Abend meines Hierseins gekommen, und ich muß sie aussprechen. Welche Antwort Du darauf giebst, ich gelobe Dir, zu schweigen; Keiner wird davon erfahren.“

Von den Laubbäumen nahe vor den Fenstern her lag schon tiefes Zwielicht im Zimmer. Der Senator war aufgestanden, man unterschied seine Gesichtszüge nicht mehr, aber antwortlose Stille einiger Sekunden rief die Empfindung wach, daß er vom Sitz emporgeschreckt worden sei und sein Mund nach einer Entgegnung suchen müsse. Wie er diese hervorbrachte, klang ein leichtes, nicht zu verhaltendes Beben der Lippen hindurch: „Was willst Du fragen, Folkart?“

„Wollen wir uns nicht setzen, lieber Vater? Du sagtest neulich, daß Du die Mutter Dodes gekannt —“

Durch die Stille des Raumes ließ sich ein tiefes Aufathmen der Brust Gundermann's vernehmen; Folkart fuhr jetzt rasch fort:

„Es liegt kein Vorwurf in dem Gedanken, der sich mir gestaltet hat, ob er thatsächlich begründet sein mag oder nicht. Ich bin durch das, was ich in meiner bisherigen Stellung aus Akten und im Vertrauen erfahren, belehrt worden, daß die Außenseite mancher menschlichen Verhältnisse täuscht, oft Anderes unter sich birgt, als selbst Nahstehende vermuthen.“

Eine Bewegung des Senators, die ein Krachen seines Sessels verursachte, unterbrach den Sprecher, und zugleich äußerte der Erstere, wiederum etwas ungewissen Tones: „Ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange das mit Deiner Erwähnung der Mutter Dodes stehen kann.“

„Verzeih' mir, lieber Vater, — ich wollte voraufschicken, daß ich mir keinerlei Urtheil über ein etwaiges Thun von Dir anmaße, zu dem Dich das Leben vielleicht mit einer Uebergewalt, einer Nothwendigkeit geführt hat, das nur Du vor Dir selbst, vor Keinem sonst zu verantworten hast.“

Gundermann war abermals von seinem Sitz aufgestanden. „Du machst seltsame Umschweife, Folkart —“

„So laß mich, wenn Du es willst, gradeaus fragen, was mich zu Dir gebracht. Habe ich, wie Deine väterliche Fürsorge für Dode von ihrer Kindheit auf es mir nahe gelegt, eine brüderliche Pflicht gegen sie zu erfüllen, —

ist sie, nicht der Gewöhnung nach, vielmehr in Wirklichkeit unsere Schwester?"

Die Dämmerung ließ nichts mehr von den Gesichtern erkennen, aber durch's Dunkel flößte etwas ein Gefühl ein, als ob mit dem Verklingen der letzten Worte ein Umtausch stattgefunden habe, eine erwartungsvolle Unruhe aus dem Wesen des Zuhörers fortgeschwunden sei und sich dafür in athemverhaltendem Antworterharren des jungen Mannes kundgebe. Nach kurzem Schweigen erwiederte der Senator:

„Nein, mein Sohn, Deine Annahme irrt sich; wenn sie recht hätte, würde ich Dir ebenso unumwunden ‚Ja' entgegnet haben. Doch ich muß Dir ein Recht zuerkennen, solche Frage an mich zu stellen und weitere Antwort darauf zu verlangen. Denn eine Täuschung liegt dennoch vor, Dode ist nicht, wofür sie gilt, die Tochter Eures mütterlichen Oheims, in nichts mit Euch verwandt; sein Tod im fremden Lande gab nur die Möglichkeit, sie vor der Welt so zu benennen. Ich will Dir kurz sagen, wer sie ist. Als ich aus dem Hamburger Handlungshause, in dem ich angestellt gewesen, hierher zurückkam, um ein eigenes Geschäft zu begründen, gestalteten sich jählings meine Verhältnisse anders, als sie nach außen erschienen. Durch einen Unglücksfall verlor ich mein erspartes Kapital; von Hamburg aus hatte ich schon seit Jahren meine alten, arbeitsunfähig gewordenen Eltern unterstützt und mußte dies fortsetzen, mußte mein neubegonnenes Geschäft aufrecht erhalten, um ihren Lebensunterhalt zu ermöglichen. Meine Hoffnungen für die Zukunft waren andere gewesen, ich hatte ein Mädchen kennen gelernt, das ich liebte, als Frau in

mein Haus zu führen gedachte. Doch sie war mittellos, und die neuen Umstände, die Anforderungen an mich ließen die Heirath nicht zu. Vielleicht liebte ich sie zu sehr, um den Muth zu fassen, ihr Leben an ein ungewisses, voraussichtlich dürftiges Geschick zu knüpfen. Ich wartete auf Besserung, die nicht kam; statt dessen erhielt ich eines Tages die Botschaft, daß sie, des Wartens überdrüssig, die Werbung eines Andern angenommen habe. Er war kein Krämerlehrling gewesen, ihr an feiner Erziehung und Bildung wohl näherstehend, sodaß sie bei ihm nicht auf die äußeren Lebensnothwendigkeiten sah, sondern seine Frau ward. Damit endete mein Hoffen auf ein Liebesglück, und um meine Sohnespflicht erfüllen zu können, schloß ich eine sich mir darbietende, materiell günstige Ehe. Eure Mutter brachte mir ein Kapital zu, mit dem es mir gelang, mein Geschäft aufrecht zu erhalten. Freilich auch dann noch schwer, das Unglück verfolgte mich weiter, oder meine Unternehmungen waren nicht richtig berechnet, ich weiß es nicht. Der äußere Schein meiner Firma trog, innerlich lagen die Dinge verzweiflungsvoll. Und ich hatte jetzt zum Andern für eine Frau und kleine Kinder zu sorgen."

Der Senator hielt an; durch das Gedenken an schwere Zeit war er verleitet worden, von dieser weiter zu sprechen, und schien sich zu besinnen, daß er von dem Gegenstande, um den es sich handelte, abgekommen sei. So fuhr er nach kurzem Schweigen fort:

„Nicht für meine Eltern und meine Familie allein hatte ich zu sorgen, auch für sie, die nicht meine Frau geworden. Sie war in bitterstes Elend gerathen, ihr Mann

erschoß sich. Daß ich sie ebenfalls mit unsern Mitteln unterhielt, wußte Deine Mutter nicht, Folkart, doch daß mein Herz noch an ihr forthing. Wir hatten eine Vernunftheirath geschlossen, friedlich und ihrer Absicht vollgenügend; Eure Mutter verlangte nicht von mir, was ich ihr nicht zu geben vermochte. Ich glaube wenigstens nicht, daß ihr Herz der Liebe fähig war, sonst hätte sie wohl nicht eingewilligt, zu thun, was ich von ihr erbat. Jene Frau, — wozu ihren Namen nennen, den außer mir Niemand mehr kennt, — war gestorben, hatte ein nach dem Tode ihres Mannes geborenes Kind hinterlassen, das in's Waisenhaus gebracht werden sollte. Deine Mutter, — sie war von kühler Gemüthsart, doch gut, — verweigerte mir den Wunsch nicht, das hilflose Geschöpf zu uns zu nehmen; mein Schwager starb ziemlich um dieselbe Zeit in Südamerika, und als seine Tochter unter dem Namen Dode Lutgersen kam das kaum einjährige Mädchen in unser Haus, wie unser Kind gehalten."

Gundermann schwieg wieder; er regte den Eindruck, ungewiß zu zögern, ob er noch etwas hinzusetzen solle. Aber dann that er's:

„So blieb sie bei uns, sich selbst für das haltend, wie sie benannt wurde. Deine Frage hat mir gedeutet, Folkart, daß Du ein Recht beanspruchst, noch ein erklärendes Wort von mir zu verlangen. Dode ward ihrer Mutter gleich, äußerlich auf's Wundersamste, wie Ihr, Du und Tina, der Eurigen. Darin liegt kein Vorwurf für Euch, Ihr besitzt das Beste, was Menschen haben. Aber von frühauf zeigte sie andere Natur; es war, als treibe sie

Etwas, mir ahnungslos zu vergelten, zu sein, was ihre Mutter mir nicht gewesen. Sie schmiegte sich zärtlich an mich, ihre Augen hingen an mir, ihr ganzes Herz. Ihr Geschwister hieltet treu zusammen und brauchtet Niemanden sonst, doch Dode bedurfte meiner; eine bange Sehnsucht nach Liebe lag in ihr, als trage sie ein Gefühl, kein Recht darauf zu besitzen, in sich. Und mein Herz mußte ihr ebenso erwiedern; wie ein Traum Gestalten zusammenmischt, sah ich zugleich ihre Mutter in ihr und mein Kind. Sie war mir Trost, Vergessen, Glück in schweren Tagen, die noch immer wieder kamen, — besonders als ich die Mittel für Deine Universitätsjahre beschaffen mußte, Folkart."

Es war fast dunkle Nacht im Zimmer geworden; die Stimme des Sprechers durchlief bei den letzten Sätzen ein leichtes Zittern. Er schien zu empfinden, daß er sein inneres Herzensverhältniß zu dem fremden Kinde begründen müsse, und doch auch von Befürchtung zurückgehalten, seinen eigenen Kindern durch einen Hinweis auf die andere Wesensart Dodes wehe zu thun. Folkart hatte in regungslosem Schweigen bis jetzt zugehört; nun stand er plötzlich auf und sagte, die Hand des Senators erfassend:

„Ich danke Dir, lieber Vater, für die Antwort auf meine Frage. Vergieb, daß mir eine andre Muthmaßung gekommen war, und trachte Du nicht danach, weiter zu erläutern, was ich jetzt voll begreife. Ich hehle nicht, daß es mich oft geschmerzt hat; von heute an thut's das nicht mehr. Nur laß mich hinzufügen, wenn wir auch innerlich unserer Mutter gleichen, so hat Dich die Meinung getäuscht, daß sie keine Liebe in sich getragen; ich glaube

eher, sie ist bemüht gewesen, einen Drang in ihrem Herzen zu verbergen, weil sie auf keine Erwiederung hoffen konnte. Das ihr als Gedächtnißmal zu erhalten, ist Sohnespflicht, denn unsere Herzen haben Liebefähigkeit von ihr empfangen, freilich wohl mit der Art zugleich, dieselbe nicht im äußeren Wesen an den Tag zu legen. Dir aber, lieber Vater, nochmals Dank; ich habe gefühlt, daß es Dir schwer geworden, die Erinnerung an die Täuschung und Sorge Deiner Jugend, von denen ich zum ersten Male gehört, aufzuwecken. Dode wird nie durch mich davon erfahren, auch Tina nicht. Du hast recht, wie diese von je Dode als Schwester behandelt hat, gemahnt sie ganz an ihre Mutter, und ich will und kann sie jetzt ebenfalls anders ansehen."





Man konnte sich auf das verlassen, was der junge Bürgermeister sprach, er war kein Mann von vielen Worten, doch ein Mann von Wort und gleicherweise von Willenskraft. Er hatte um seines Vaters willen die schwierige Stellung übernommen, wollte das Peinliche ihrer Bedeutungslosigkeit schweigend tragen und that's. Wie bei den meisten Dingen mochte freilich auch daran der Anfang die stärkste Ueberwindung gekostet haben und Gewöhnung den Fortgang mehr und mehr erleichtern. Wenigstens verrieth nichts mehr die anfängliche innere Mißbefriedigung Folkarts, die wohl auch zu einer Reizbarkeit seines Gemüthes gegen Dode beigetragen hatte. Tina war von seinem Verhalten der Letzteren gegenüber zugleich erfreut und überrascht. Sie vermochte sich den Ursprung dieser Umänderung nicht aufzuhellen, erhielt indeß bei einer gelegentlich leicht vorgebrachten Frage nur eine nichtsbesagende Erwiederung und kannte ihren Bruder zu genau, daß ihm keine Kundgabe über etwas zu entringen sei, was er in sich verschließen wollte. Dazu aber fühlte er die Pflicht; er hatte dem Vater über die Auskunftsertheilung in Bezug auf Dode zu schweigen gelobt, und auch diese besaß unbewußt ein Recht, die Geheimhaltung von ihm zu fordern. Eine

Wandlung seines Benehmens gegen sie konnte ihr ebenfalls nicht entgehen. Seine Natur war, wie er selbst gesagt, nicht dahin geartet, durch äußere Liebenswürdigkeit einzunehmen, aber er behandelte Dode mit höflicher Rücksicht, ließ nicht mehr durchempfinden, daß er ihr die Berechtigung zu ihrer Stellung im Hause streitig mache.

Der Sommerfortgang beschränkte jetzt zumeist auf den häuslichen Aufenthalt, die Witterung war andauernd unerfreulich geworden, im Garten hing Alles regenschwer nieder, und sich mehrfach folgend, brachen heftige Stürme starkes Gezweig von den Bäumen. An ein Aufsuchen ihres Waldplatzes ließ sich für Dode nicht denken; das graue Licht und feuchtkalte Luft konnten nicht umhin, einen sich in Unlust zum Sprechen äußernden Einfluß auf die Stimmung der Hausbewohner zu üben. Nur Tina, die sich immer Gleichbleibende, machte davon eine Ausnahme, sie bedurfte der Sonne nicht für ihr ruhiges Ebenmaß still befriedigten Sinnes, der durch Einwirkung von außen keine Trübung erlitt. Aber sie war eines Nachmittags verwundert, wie die anhaltende melancholische Regenzeit sogar bei dem nüchternen Gemüth des alten Buchhalters Jakob Carstens sich geltend machte. Seine Natur besaß allerdings Wortkarges, doch unterließ er nie, ihr achtsam bei einer Begegnung die Tageszeit zu bieten; heut indeß ging er auf dem Flur ohne ein „Guten Abend, Fräulein Tina!“ dicht an ihr vorüber. Freilich lag schon ein frühes, trübes Zwitterlicht umher, aber er mußte sie bemerkt haben, da sein Fuß zur Seite vor ihr ausgebogen; es blieb nur anzunehmen, daß er sie nicht er-

kannt, vielleicht für eine Magd gehalten. Er klopfte nach kurzem Stehenbleiben vor der Thür des Senators an diese an und trat auf den Hereinruf ein. Gundermann drehte den Kopf, sah dem Herzukommenden mit einem gedankenabwesenden Blick entgegen und fragte dann: „Was haben Sie?"

Es handelte sich um eine unbedeutende Geschäfts-Angelegenheit, die mit kurzen Worten Erledigung fand. Doch der Buchhalter blieb danach noch stehen, sodaß der Andere abermals die bereits zurückgewandten Augen umkehrte. „Ist noch etwas, Carstens?"

„Nein, Herr Se—Senator." Der Antwortende hielt ein wenig an, eh' er nachfügte: „Entschuldigen, Herr Se—Senator nur die Frage, ob noch ke—keine Nachricht von der ‚Tina' da ist."

„Nein. Warum meinen Sie?"

„Es ist blos — entschuldigen Herr Se—Senator, wenn ich daran erinnere, daß in vierzehn Tagen der Ha—Hamburger Wechsel fällig wird, und —"

„Was und, Carstens?"

Der Buchhalter machte eine ungewisse Handbewegung, als ob er nach etwas vor ihm Fortweichenden zu fassen suche, und begleitete sie mit den mehr als sonst anstoßenden Worten: „Ich bin nicht da—dazu im St—Stande, Herr Se—Senator."

„Natürlich nicht. Das ist ja auch keine Zahlung, die Sie bestreiten können. Ich werde dafür sorgen; es ist gut, daß Sie mich erinnert haben."

Eine Bewegung verabschiedete Carstens, der Zurückbleibende stützte eine Weile mit übergebeugtem Kopf

seine Stirn in die Hand. So saß er, langsam und tief athmend; dann stand er plötzlich auf, zog die Klingelschnur und gab Auftrag, seine Arbeitslampe zu bringen. Als die Magd sich entfernt hatte, drehte er hinter ihr den Schlüssel der Thür herum, ließ die Rouleaux an den Fenstern herab und versenkte sich in eifrige Thätigkeit an einem Foliobuche, das er aus einem Verschluß des Schreibtisches hervorgenommen. Er rechnete lange Zahlenreihen durch und übertrug die Ergebnisse auf ein Notizblatt; offenbar hatte er die Thür verschlossen, um nicht dabei gestört und durch eine Dazwischenkunft in der Richtigkeit der Summirung beirrt zu werden. Wohl eine Stunde lang ganz seiner Beschäftigung hingegeben, fuhr er zusammen, als es von draußen klopfte, und blickte sich verwirrt um, sodaß eine Pause verging, eh' er rief: „Wer ist da?“ Eine bescheidene Antwort erfolgte: „Ich, — wenn ich störe, Herr Senator, so will ich —“. Es war Asmus Lelenmerz' Stimme; nach dem Gesichts-Ausdruck schwebte Gundermann ein „Ja“ auf der Zunge, doch er bezwang sich, legte rasch das Buch in's Schubfach zurück und öffnete die Thür. „Ein unvermutheter Besuch bei dem schlechten Wetter, Herr Lelenmerz, aber um so erfreulicher.“

Der Gutsbesitzer erwiederte eintretend:

„Wenn ich nicht ungelegen komme, Herr Senator — aus dem Regen machen wir Landleute uns nichts. Ich hatte noch in der Stadt zu thun und war lange nicht bei Ihnen vorgekehrt, und auf dem Hof ist es am Abend auch so einsam, — es befindet sich doch Alles wohl in Ihrem Hause, Herr Senator?“

„Ja, zu Dank.“ Gundermann sah dem Ankömmling halb am Gesicht vorbei und fügte nach: „Sie sollten nicht länger so einsam bleiben, lieber Freund, sondern sich verheirathen.“

„Meinen Herr Senator? Ja, gedacht hab' ich es auch wohl schon — und wüßte vielleicht auch — “

„Sie müßten eine tüchtige, wirthschaftliche Frau haben von ruhigem, zufriedenem Sinn, die zu Ihnen paßte, Ihnen zugleich das Leben heiter, gesellig und das leere Haus anheimelnd machte.“

„Ja, eine solche, Herr Senator, — ich glaube wohl, daß ich grad' eine solche wüßte.“

„Aber warum warten Sie denn noch immer, lieber Lelenmerz? Sie sind doch nicht so jung mehr, unnöthig Zeit auf's Spiel zu setzen.“

Der Angesprochene drehte seine Hände umeinander. „Meinen Sie, daß ich es wagen dürfte, Herr Senator? Es ist, — aus mir ist nicht das geworden, was vielleicht werden gekonnt hätte, wenn mein Leben anders gegangen wäre, und ich fühle wohl, daß ich dem Mädchen nicht an Bildung und Wissen gleich bin, — sie ist auch viel jünger als ich, — und ich weiß nicht, ob sie und ihr Vater, der sehr angesehen ist —“

„Sie sind ein rechtschaffener, tüchtiger Mann,“ fiel der Senator ein, „und dazu von einer Lebenslage, daß ich mir nicht denken kann, ein Vater sollte es nicht als ein Glück für seine Tochter ansehen, Sie zum Schwiegersohn zu erhalten. Um seine Zustimmung würde ich an Ihrer Stelle keine Besorgniß hegen, die Hauptsache bedünkt mich, daß Sie sich der Einwilligung der Tochter versichern.

Wenn sie nicht befragt wird, kann sie auch nicht antworten, und so lange das nicht geschieht, erscheinen Mädchen in ihrem Benehmen oft anders, als sie innerlich Gesinnung in sich tragen."

„Ja, — Sie sind verheirathet gewesen, Herr Senator," erwiederte Asmus Lelenmerz, etwas wie Jakob Carstens stotternd, „und wissen das besser, als ich — und ich will — wenn Sie so sprechen —"

Die Thür ging auf, und Tina kam, um den Vater zu fragen, ob er noch mit dem Abendessen warten wolle. Sie bot dem Besucher, von dessen Anwesenheit sie nicht gewußt, nach gewohntem Herkommen freundlich die Hand; Gundermann sagte: „Herr Lelenmerz hat sich noch durch den Regen herausgemacht, um sich zu erkundigen, ob bei uns Alles wohl stehe." Nicht in den Worten, aber im Ton und einem Blick des Sprechers auf seine Tochter lag, daß es sich um das Befinden Tinas dabei handle; es war eine Einleitung und Unterstützung, dem Zaghaften sogleich zur Ausführung seines eben kundgegebenen Willensentschlusses zu verhelfen. Doch vor den heiter unbefangen auf ihn gerichteten Augen Tinas fand er den Muth nicht, sondern knüpfte nur in verlegener Hast an: „Ja, hoffentlich geht es Ihnen auch gut, Fräulein Tina," indem er einen hörbaren Nachdruck auf dem „auch" ruhen ließ. Sie entgegnete scherzend: „Ich danke; Sie wissen, was das Sprüchwort vom Unkraut sagt," und lud zum Hinüberkommen in's Eßzimmer ein. So gingen sie; der Senator glitt sich, nachfolgend, einmal mit seinem Taschentuch über die Stirn. Bei geschlossenen

Fenstern, wohl mit dem Brennen der Lampe verbunden, ward es doch dumpfschwül in der Stube, und einige feuchte Tropfen standen ihm am grauen Haarrand.

Der junge Bürgermeister war noch nicht zugegen, er verspätete sich öfter auf dem Rathhause, kam indeß heute bald, nachdem man sich zu Tisch gesetzt. Dode bereitete gemäß der Theilung der häuslichen Obliegenheiten zwischen den beiden Mädchen den Thee und schenkte ihn ein; wie sie bei dieser Beschäftigung ein wenig vorgebückt stand, ging von ihrer Erscheinung ein berückender Zauber aus. Sie ward vom Lichtschein der mattgeschliffenen Glaskugel der Astral-Lampe nur schwach angehellt, aber grade dies halb Hervortretende und halb Verschwimmende der Gestalt und Gesichtszüge gab ihr etwas Besonderes, wie der Wirklichkeit Entrücktes, daß sie sich gleich einem Rembrandt'schen Bilde weichgeheimnißvoll sowohl vom dunklen Hintergrunde abhob, als mit ihm zusammenfloß. Ihre Augen schienen, wie fast immer in letzter Zeit, ermüdet, denn während der Hantirung senkten sich ihr die Lider jetzt einmal beinahe völlig herunter und veranlaßten Tina zu der Aeußerung: „Ich glaube, Du schenkst vorbei, Dode." Gleichzeitig sagte Lelenmerz: „Mich däucht, die Lampe wird dunkel, sie ist vielleicht nicht aufgepumpt." Es war eine jener Lampen der Zeit, bei denen ab und zu das Oel durch Umdrehung einer Kurbel wieder aus dem unteren Behälter heraufgeholt werden mußte; Dode öffnete auf die Warnung hin erschreckt die Augen und streckte mechanisch die Hand nach dem Drehgriff der Lampe, deren Instandhaltung

ihr ebenfalls oblag. Da auch Folkart zugleich das Nämliche that, trafen seine Finger auf die ihrigen; nur einen Moment lang, denn seine Hand zuckte jäh wieder zurück. So deutlich gab die ruckhafte Bewegung, wie von etwas Widrigem fort, kund, die Berührung der Finger Dodes habe sie veranlaßt, daß Tina, um den peinlichen Eindruck abzuschwächen, fragte: „Hast Du Dich gebrannt, Folkart? Die Kurbel ist manchmal heiß, und ihr Männer seid empfindlicher; unsereins ist an solches Anfassen mehr gewöhnt.“ Das Hinzusetzen des letzteren bezweckte merklich zu begründen, weshalb es Dode jetzt möglich falle, ohne schmerzhaftes Empfinden der Hitze methodisch die Lampe aufzuziehen. Ihre Gesichtsfarbe war fast weiß geworden, sie schien mit der andern Hand auf dem Tisch eine Stütze suchen zu müssen. Die Gegenwart des Fremden erhöhte das Peinliche des kurzen Vorganges; Folkart erwiederte: „Ja, es ist heiß, und ich war ungeschickt,“ und um abzulenken, fügte er rasch, mit dem Bestreben unbefangenen Sprechens nach: „Ich wollte Dich fragen, lieber Vater, befindet sich das städtische Hauptrechnungsbuch bei Dir? Mir fiel erwünscht, etwas darin nachzusehen, aber ich fand es auf dem Rathhause nicht.“

Der unerwartet Angesprochene hatte nach Dode hingeblickt und mochte durch die Frage unvermittelt aus anderer Gedankenwelt aufgerissen werden. Seine Hand lag am Untersatze seiner Tasse, der darauf befindliche Theelöffel rüttelte sich mit einem leisen Geklirr, dann drehte der Senator den Kopf und antwortete: „Das Hauptbuch, — es ist möglich, daß es in meiner Stube, — wohin willst Du, Kind?“

Das Letzte war rasch an Dode gerichtet, die eine Bewegung gemacht, das Zimmer zu verlassen. Sie entgegnete halblaut: „Mir ist nicht ganz wohl, mich friert etwas, ich will lieber —“ Gundermann fiel ein: „Ja, es ist kühl, — bleib' — wir müssen unserm Gast, eh' er durch die Regennacht zurück soll, etwas Wärmendes bieten, das wird Dir auch gut thun. Nicht wahr, ein Glas Punsch, lieber Lelenmerz? Ich hätte für mich ebenfalls nichts dagegen.“

Tina ging hinaus, ordnete das Nöthige an und kehrte bald mit dampfendem Getränk in der breitgebauchten „Terrine“ zurück. Es besaß in der That Zeitgemäßes, die Temperatur hatte fast Spätherbstliches an sich. Gundermann gab besonders Acht, das Glas des Gastes selbst wieder zu füllen, und dieser leerte es mehrfach; es schien, daß Beide den nämlichen Zweck im Auge hielten, der auch in einem lebhafter angeregten Zustande des Gutsherrn erreicht ward. Er sprach freier als sonst und empfand dies offenbar mit einem beglückenden Gefühl, sich vor Tina in günstigem Lichte zeigen zu können; doch stockte ihm das Wort ungelenk im Munde, wenn er einen Versuch machte, es an sie selbst zu richten. Dode war geblieben, sie hatte nur ein Geringes aus ihrem Glase getrunken, saß danach aber hochaufgeglühten Antlitzes, wie Blässe und Röthe oft hastig auf ihrem Gesicht wechselten; ihre anregbare Natur fiel schnell von einem Gegensatz in den andern. Sie betheiligte sich jetzt auch an der Unterhaltung, manchmal sogar unter einem, ihren Lippen fremdstehenden Lachen; nur Aeußerungen Folkarts ließ sie ungeachtet, wie er die ihrigen. Am stärksten

übte der Punsch seine Einwirkung auf den Senator; kaum Jemand am Tische konnte sich erinnern, ihn so heiter gesehen zu haben. Er erzählte fröhliche Erinnerungen aus seiner Kinderzeit, darunter eine, die er zwar nicht in Wirklichkeit und doch sonderbar erlebt hatte. Ihm war eine Geschichte bekannt geworden, in der ein armer, abgeplagter Knecht, allein zurückgeblieben, auf der Ofenbank eingeschlafen lag, während im Nachbarhause eine reiche Bauern-Hochzeit gefeiert wurde. Da kam um Mitternacht ein Zwerglein aus dem Keller herauf, dem ein ganzer Schwarm ebenso kleiner Knirpse nachfolgte. Sie trugen Körbchen am Arm, glaubten, der vom Gehusch und Gewisper aufgewachte Knecht schlafe, und riefen in den Keller hinunter: „Smit den Hot herup!" Ein graues Hütchen flog herauf, das sich einer auf den Kopf setzte und dadurch sofort unsichtbar ward; immer einer um den andern, denn es kamen mehr Hüte, bis alle verschwunden waren. Nun stand der Knecht auf, ging an die Kelleröffnung und rief auch: „Smit den Hot herup!" Von unten kam die Antwort: „Is keen mehr da, as Grotvadder sin." Aber er wiederholte ruhig: „Smit em herup!" Der Hut kam, und mit diesem gewahrte er jetzt die ganze Zwergschaar wieder, wie sie zu dem Hochzeitshause hinüber wimmelte. Neugierig folgte er dahin nach und sah die winzigen Geschöpfe, von den Hochzeitsgästen ungesehen, auf den Tisch klettern, von den Schüsseln essen, aus den Gläsern nippen und ihre Körbchen vollpacken. Daraus wuchs ihm Verlangen und Muth, es unter des Großvaters Hut ebenso zu machen; er griff zu und aß und trank nach Herzenslust, und da er künftig überall unbemerkt nehmen konnte,

was ihm gefiel, so ward aus dem armen Knecht ein reicher Bauernhof=Besitzer, der in Freuden und Herrlichkeit lebte.

Diese Geschichte war als Knaben dem Senator, in dessen Vaterhause es sehr sparsam zuging, im Traum wiedergekommen, und er hatte geträumt, daß er lange auf dem Boden zwischen Staub und Spinnweb nach dem Hute seines Großvaters herumgesucht. Dann fand er denselben auch glücklich, setzte ihn auf, war nun ebenso unsichtbar, wie der Knecht gewesen, und ging in die Stube hinunter, wo grade sein Lieblings=Gericht auf dem Tische stand. Davon aß er, ohne daß die dabeisitzenden Eltern es wahrnahmen, so viel als er nur mochte, aber plötzlich holte sein Vater mit der Hand aus, um nach einer Fliege zu greifen, und schlug ihm dabei den Hut vom Kopf. Da stand er mit den Fingern in der Schüssel vor Aller Augen da, und in heftigem Schreck war Gundermann mit dem Dankgefühl aufgewacht: Gottlob, daß es nur ein Traum gewesen!

Wie er damit schloß, sagte Asmus Lelenmerz: „Ja, im Traum thut und redet man zuweilen etwas, was man im Wachen nicht herausbringt.“ Er hatte die Absicht, Tina bei der Bemerkung anzusehen, verlor aber auf halbem Wege den Muth dazu und blieb mit dem Blick auf dem Gesicht Folkarts haften. Dieser erwiederte: „So, ich weiß davon nichts,“ wandte indeß zugleich seine Augen zum Vater hinüber und fügte nach: „Diese Zwergen=Geschichte gehört zu den Volkssagen, die man meines Erachtens Kindern nicht erzählen sollte. Eine lebhafte Phantasie kann dadurch so beeinflußt werden, daß ein nicht wieder gutzumachender Schaden draus aufkeimt.“

Der Senator antwortete: „Inwiefern? Ich verstehe nicht, was Du meinst.“

„Ich meine als Jurist und Mensch, lieber Vater, wenn der arme Knecht vermittelst des unsichtbar machenden Hutes schließlich zum reichen Hofbesitzer heraufgekommen, so ist er das durch späteren Diebstahl im Großen geworden, wie er mit dem kleinen am Hochzeitstische angefangen. Daß er dafür in Freude und Herrlichkeit fortlebt, anstatt in's Zuchthaus zu gerathen, ist zweifellos ein schlimmer demoralisirender Zug der Sage. Dein Traum handelt ganz anders und läßt auf das Vergehen, wenn es auch an sich geringfügig und knabenhaft ist, die Strafe folgen. Das wäre gleicherweise die rechte Moral für die Geschichte des Knechtes gewesen: Unredlichkeit, auch wenn sie sich noch so gut verborgen halte, bleibe doch nicht unentdeckt, sondern gerathe am Ende einmal durch einen Zufall, dessen sich die Gerechtigkeit bedient, an den Tag und zum Urtheilsspruch.“

Die Worte Folkarts regten ein wenig das Gefühl, als sei es ihm erwünscht gefallen, sich auf die zuvor an ihn gerichtete Aeußerung von Lelenmerz eingehend über einen anderen Gegenstand aussprechen zu können. Gundermann hatte während dessen sein Glas an die Lippen geführt, hörte indeß, ohne zu trinken, und erwiederte dann, den unberührten Punsch vom Munde absetzend: „Das ist ein Gesichtspunkt, der mir noch nicht gekommen, — ich glaube, Du siehst die Märchenfabel, wie Du voraufgeschickt, zu sehr als Jurist an, Folkart. Mir scheint, sie will kundgeben, wie ein Mensch, der ein Recht hat, ein menschliches Leben

zu führen, daran aber durch unverschuldete Verhältnisse behindert wird, durch den Beistand gleichsam einer geheimen hilfreichen Naturkraft dazu gelangt."

„Aber auf Kosten der Rechtschaffenheit, lieber Vater," wandte Folkart ein.

Die Wanduhr auf dem Flur schlug, der Senator blickte auf die seinige und sagte überrascht: „Schon zehn Uhr?" Er griff wieder nach seinem Glase, das er diesmal ausleerte; es lag kein beabsichtigtes Zeichen darin, doch der Gast faßte es so auf und erhob sich vom Stuhl. Gundermann fragte: „Sie wollen doch noch nicht fort? Ich habe nur etwas gesagt, das mir gerade eingefallen, — wenn man mit fröhlich gelöster Zunge zusammensitzt, soll man nicht auf die Stunde achten, wer weiß, ob sie sich bald so wieder bringt. Sie haben uns mancherlei Neues erzählt, Ihnen kommt beim Punsch gewiß noch etwas Gutes."

Der Angesprochene stand ungewiß, doch Tina äußerte jetzt: „Herr Lelenmerz ist zu Fuß in der Stadt und hat fast eine Stunde durch die Regennacht bis nach Haus. Die müssen wir wohl für ihn mit in Rechnung ziehen, wenn es für uns auch noch nicht spät ist."

„Ja, gewiß, — beinah' eine Stunde, — ich danke Ihnen, Fräulein Tina, daß Sie für mich bedacht sind. Ich wäre gern noch geblieben, aber es ist besser, Herr Senator, daß ich ein andermal, — meinen besten Dank für die freundliche Aufnahme, der Abend war so hübsch. Vielleicht darf ich hoffen, — wenn das Wetter sich bessert, — Sie auch bald einmal draußen bei mir zu sehen.

Ich will Verbesserungen an meinem Hause treffen, — Sie kennen es, glaube ich, im Innern kaum und könnten mir vielleicht rathen, Fräulein Tina. Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür; ein Mann, der ganz allein in der Welt ist, versteht so wenig davon, was einem feineren Geschmack wohlgefällt."

Die vom Punsch beredtere Zunge des Abschiednehmenden brachte es halb noch im Zimmer hervor, halb während er sich auf dem Flur in seinen gelblichen Mackintosh einwickelte. Dann schloß Gundermann die Hausthür hinter dem Fortgegangenen, die Zurückgebliebenen nahmen ihre Leuchter und wünschten sich Gutenacht. Es war zu empfinden, daß Folkart nach einem Vorwande suchte, keines Grußaustausches mit Dode benöthigt zu werden und ihr Davongehen nicht bemerken zu müssen. Ihr den Rücken zugekehrt haltend, trat er noch mit dem Senator gegen die Stubenthür desselben hinan und sprach: „Mir ist's zu früh, um schon zu schlafen, lieber Vater; wenn Du mir das Hauptbuch, dessen ich vorhin Erwähnung that, noch herausgeben wolltest, könnte ich mir vielleicht die Augen an den Zahlen etwas ermüden."

„Jetzt noch? Ja, — wenn Du es wünschst" — Gundermann griff in die Tasche, — „wo ist denn? Ich muß den Schlüssel verlegt haben, will drinnen nachsuchen."

Der Schritt Dodes erzeugte, wie immer, keinen Laut, aber ein über den Flur herabfallender Lichtschein ließ auch bei abgewendetem Gesicht erkennen, daß sie mit ihrem Licht die Treppe hinansteige, und Folkart antwortete: „Nein, dann bemühe Dich nicht erst, lieber Vater, — morgen, —

ich finde heut Abend droben wohl noch etwas anderes für meinen Zweck. Gute Nacht!"

Der junge Mann beschäftigte sich noch eine Minute lang mit der Lichtscheere an dem Docht seiner Kerze, dann stieg er ebenfalls die Treppe empor. Als er die Thür seiner Stube hinter sich geschlossen, verwandelte sich fast jäh der Ausdruck seiner Züge. Es war, als falle etwas ihnen gleich einer Maske Aufgezwungenes herab und ein fremdes Gesicht, nicht dasjenige Folkart Gundermann's, komme darunter hervor. Nicht mit der gleichmüthig nüchternen Ruhe eines trocknen Juristen; zwischen einem zitternden Muskelspiel des ganzen Antlitzes sahen irr umschweifende, wie im Fieber glänzende Augensterne hervor. Nur kurz, dann, sich haltlos setzend, vergrub er das Gesicht in beide Hände.

Draußen rauschte einförmig der Regen, und ab und zu kam dumpftönig der Schlag der Wanduhr vom Flur herauf. Folkart saß ohne Veränderung, bis ihm zwölf Schläge an's Ohr klangen. Nun sah er auf und murmelte: „Mitternacht, — wenn ich den Hut der Zwerge hätte —"

Ein Zucken schnitt um seine Lippen, die halb vernehmbar vor sich hin nachfügten: „Was hülfe er mir, — wer Dornen säet, muß Dornen ernten."

Die Luft im Zimmer erstickte ihn, er öffnete, doch mit geräuschloser Vorsicht, das Fenster und blickte in die lichtlos schwarz über allem liegende Nacht. Dann wandte sein Gesicht sich langsam in die Richtung, wo es in der Nacht seiner Ankunft weiter an der Hauswand entlang einmal

einen ungewissen Schimmer wahrgenommen. Allein heute durchriß kein blaues Wettergeleucht die Finsterniß, die schwer herabströmende Wolkendecke barg nichts von elektrischer Kraft. Nur aus dem Fenster einer Erdgeschoßstube zur Rechten Folkarts fiel noch durch niedergelassenes Rouleau ein matter Lichtschein auf das triefende Gartengebüsch hinaus. Sein Vater hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben, sondern saß augenscheinlich noch thätig am Schreibtisch.





Die heftigen Sommerstürme hatten an manchen Orten auf dem Lande üblen Schaden angerichtet, das Korn niedergeschlagen, Forstungen zerschmettert, selbst da und dort Hausdächer fortgerissen, aber böser noch war ihr Hausen auf der See ausgefallen. Zahlreiche Fischerboote kamen nicht wieder heim, und auch von manchen größeren Fahrzeugen blieb alle Nachricht aus; sie mußten mit Mann und Maus in Nacht und Brandung verschwunden sein. Andere lagen, auf Untiefen und Klippen geworfen, von der mühsam geretteten Mannschaft verlassen, durch die schriftliche Botschaft über den Schiffbruch einlief. Unter ihnen befand sich ein stattlicher, auf ein Riff an der Ostküste der Insel Gothland geschleuderter Schooner, und ein vom Kapitän desselben aus Schweden an den Senator Gundermann eintreffender Brief theilte diesem in erster, kurzer Benachrichtigung mit, es sei die „Tina," Mannschaft fast wie durch ein Wunder ans Land gekommen, Ladung und Schiff verloren.

Der Empfänger dieser schlimmen Meldung faltete das lakonische Schriftstück mechanisch zur Schmalheit eines kleinen Fingers zusammen und blieb, wohl eine Viertelstunde,

stumm darauf niederblickend, sitzen. Dann stand er auf, und weder sein Mund noch seine Miene verriet den Hausbewohnern etwas von der erhaltenen Unglückskunde. Er zeigte sich den Tag hindurch von heiterer Gesprächigkeit als sonst; es war sein Thun von jeher, Uebles allein zu tragen. Am anderen Morgen trat der Buchhalter, um Briefe zur Unterschrift vorzulegen, bei ihm ein, blieb danach noch mit etwas befangenem Gesicht und äußerte dann: „Ich s—sollt' es vielleicht nicht s—sagen, Herr Se—Senator, aber es ist ein Gerücht in der St—Stadt, die ‚T—Tina' wär' untergegangen."

Gundermann nickte ruhig: „Ja, es ist so, Carstens, doch die Mannschaft gerettet. Sie brauchen indeß noch niemandem davon zu sagen."

Der Buchhalter versetzte betroffen: „Als—so ist es wahr — mein Gott, die ‚T—Tina' — man hätt' viel eher gedacht, der ‚D—Dode' könnt' 'mal was Böses passiren. Sie war so t—tüchtig und s—sicher und muß das erleben. Aber Herr Se—Senator s—sind ganz ruhig dabei — die Leute s—sind ja durchgekommen — und das Sch—Schiff wird ja gewiß gut vers—sichert s—sein. Dann geht's ja mit dem Unglück."

„Ja, es ist unangenehm, nichts mehr. Natürlich war das Schiff versichert, — die Ladung ebenfalls."

Der Senator drehte von den auf ihn gerichteten Augen des Buchhalters das Gesicht nach seinem Schreibtisch um, nahm aus einem Schubfach desselben einen Beutel mit holländischen Dukaten und fügte nach: „Heut Mittag wird der Hamburger Wechsel präsentirt werden; hier, Carstens,

bringen Sie es in Ordnung, ich habe noch andere Geschäfte."

Der Beauftragte nahm das Säckchen und erwiederte: „Dann ist es ja in Richtigkeit, Herr Se—Senator. Die gute ‚T—Tina'! Mein Gott, wie so etwas vom blauen Himmel kommt. Es hätt' mir wahrhaftig um die ‚D—Dode' weniger leid gethan."

Auch heute gab sich in der Stimmung Gundermann's keine Veränderung kund; als er am Mittag zu Tisch kam, sprach er seine Freude über das endlich wieder eingetretene schöne Sommerwetter aus und plante fröhlich für sich und die beiden Mädchen eine Betheiligung an der nächsten Fahrt der „Dode" nach einer der dänischen Inseln hinüber. Tina war sehr einverstanden damit; sie stellte sich den Aufenthalt auf dem Schiff köstlich vor, in ihre ruhigen Augen schien ein Glanz freudig voraufblickender Erwartung zu kommen. Die Suppe stand aufgetragen, Folkart hatte sich indeß noch nicht eingefunden, und man wartete auf ihn. Doch umsonst; er mußte durch etwas abgehalten sein. So setzten die Andern sich, schon früher von ihm kundgegebenem Wunsch gemäß, sich bei etwaigem Verspäten seinerseits nicht um ihn zu bekümmern, an die Mahlzeit. Dode aß rasch ein Weniges, dann stand sie auf und äußerte: „Vielleicht nützt es nach dem Sprüchwort, wenn ich gehe, daß er dann eher kommt." Es sollte wohl eine Scherzrede sein, doch der Tonklang ließ sie nicht als solche empfinden. Der Senator sah der Fortgehenden nach und fragte: „Was hat Dode?" Tina antwortete: „Du weißt, sie ist manchmal etwas wunderlich; ich will die Speisen

für Folkart warm stellen lassen.“ — „Ist er — hat er gesagt, ob er auf's Rathhaus gehe?“ — „Ich glaube, ja, denn ich sah, daß er ein dickes Buch unterm Arm mitnahm, das er von Dir bekommen.“

Heiß und sehr still lag der Nachmittag über dem Hause. Gundermann saß in seiner Stube, und von Dode war nichts zu gewahren; Tina gab sich emsig häuslicher Thätigkeit hin. Nur ein Weilchen klang ihre Stimme, mit einer andern vermischt, hell auf. Henrich zur Modden kam wegen einer Anfrage vorüber, traf Tina auf dem Flur, und diese theilte ihm den Plan ihres Vaters bezüglich der nächsten Fahrt der „Dode“ mit. Das gab ein kurzes, scherzlustiges Hin- und Hergerede zwischen beiden; der junge Kapitän fragte, ob sie nicht Bedenken habe, ihr Leben in Wind und Wasser auf's Spiel zu setzen. Nein, erwiederte sie, sie vertraue ganz seiner Kundigkeit und Achtsamkeit. Eben das, meinte er, sei ein unsicherer Verlaß; kein Seemann habe gern ein junges Mädchen an Bord, da es nach altem Schifferglauben leicht die Augen blind mache, Klippen und Untiefen nicht rechtzeitig zu sehen. Tina antwortete: „Dann will ich Dode anrathen, die Fahrt nicht mit zu machen, so wird jedenfalls aller Gefahr vorgebeugt, denn von mir steht gewiß für keine Augen etwas zu befürchten.“ Sie lachte dazu, und Henrich zur Modden lachte ebenfalls: „Ja, wenn Fräulein Dode nur nicht dabei ist, da riskir' ich's schon; das haben Sie richtig herausgefühlt, Fräulein Tina, und ich will mir für die Fahrt noch ein paar Aushülfsaugen mitnehmen. Aber auf dem Schiff hab' ich das Kommando, und was an Bord ist, muß Ordre pariren,

außer dem Herrn Senator. Das sag' ich voraus zum Bedenken, Fräulein Tina."

„Nun, darauf will ich's wagen; ich denke nicht, daß Sie Unmenschliches von Ihrer Mannschaft verlangen."

Er reichte ihr die Hand und ging, sich an der Hausthür noch einmal umblickend; über der Unterhaltung hatte er offenbar den Zweck, der ihn hergeführt, völlig vergessen. Das große Gebäude lag wieder lautlos, nur von den Lippen Tinas kam dann und wann ein Ton. Sie war eine Tochter ihres Landes, das nach dem Sprüchwort „nicht singt," aber heut summte sie bei ihrer Arbeit ab und zu leisstimmig eine alte Volksliedmelodie vor sich hin.

Am Abendtisch fanden sich wieder nur dieselben drei Personen zusammen, wie am Mittag. Folkart fehlte abermals, und der Senator fragte verwundert, wo jener sei; etwas von Unruhe klang hindurch. Tina erinnerte sich einer kürzlichen Aeußerung ihres Bruders, daß er einmal eine weitere Segelfahrt zu machen gedenke; wahrscheinlich habe er bei dem schönen Wetter plötzlich ein Boot genommen und diese Absicht ausgeführt. Das veranlaßte Gundermann zu der nochmaligen Frage, ob Folkart denn nicht nachträglich zum Mittagessen gekommen. Tina wußte es nicht, sie hatte den Nachmittag so viel zu besorgen gehabt, daß sie ganz vergessen, sich danach zu erkundigen. Die grade hereintretende Hausmagd gab Auskunft, nein, der Herr Bürgermeister sei nicht da gewesen. „Solches Ausbleiben ohne Benachrichtigung ist sonderbar," sagte der Senator; „er weiß doch von jeher, daß ich das Innehalten der Hausordnung wünsche." Die Stimme des Sprechers

hatte ein wenig Athembeklemmtes, er hustete ein paar Mal nach seinen Worten und fügte hinzu: „Ich bin etwas rauh im Halse, wohl ein bischen Erkältung.“ Tina warf scherzend ein: „Der Herr Bürgermeister denkt vielleicht, für die oberste Respektsperson in der Stadt sei eine Hausordnung nicht mehr zu fürchten.“ Dode hatte schweigend gesessen; sie stand jetzt auf und äußerte kurz: „Ich weiß, weshalb er nicht kommt, und will für künftig sein Fortbleiben verhüten.“

Sie ging, ehe jemand sie nach der Bedeutung ihrer Worte zu fragen vermochte, rasch auf den Flur hinaus und weiter in den Garten. Es war August und das Taglicht jetzt um diese Stunde schon erloschen; doch statt vom westlichen, begann vom östlichen Horizont eine Helle auszugehen. Während der Regenzeit hatte man bis heute nichts von dem abendlichen Vorhandensein und Zunehmen des Mondes bemerkt, aber nun schob sich die beinahe volle Scheibe über die Hügelwellen an der Hafenbucht zum wolkenlosen Himmel herauf. Ueberallhin hub ein Glimmern und Blitzen an, eine rieselnde Glanzbahn durchzog das leicht bewegte Wasser. Dode war von der Rückseite des Gartens in's Feld hinausgegangen und blickte in die ungewiß umhergebreitete, wie mit silbernem Strahlennetz übersponnene Ferne. Sie wollte nicht gerufen oder aufgefunden werden, um Rede stehn zu sollen, deshalb hatte sie sich aus dem Bereich des Hauses fortbegeben. Hier war es einsam still in schwülem, vom Feldzaun herüber ziehendem Geißblatt-Blüthenduft, nur Unkenruf kam von einem Teich, eine Ohreule schoß ihr einmal unhörbar dicht

am Gesicht vorbei, und ihr eigenes Herz schlug rasch häm=mernd. So schritt sie wohl eine Stunde lang hin und wieder, doch offenbar lag kein Grund für ihre weite Ent=fernung vom Hause vor, es suchte Niemand nach ihr. Mehr und mehr empfand sie deutlich, es denke Niemand mehr an sie, bekümmere sich nicht um ihr Thun und Bleiben. Nur äußerer Schein war's, daß es anders sei, innerlich beschäftigte Jeder sich allein mit seinem Trachten und Hoffen, Tina wie ihr Vater. Dode fühlte, sie könne lange abwesend sein, die Nacht hindurch, bis zum nächsten Mittag, ohne daß sie Jemandem fehle. Sie konnte für immer fehlen, ohne von Jemandem entbehrt zu werden. Und sie besaß nichts, sich damit zu beschäftigen, kein Hoffen und Trachten.

Oder doch, eines. Langsam kehrte sie in den Garten zurück, setzte sich dort auf eine überschattete Bank. Die Worte am Abendtisch waren ihr wider Willen entfahren, aber sie hatte gesprochen, was ihr mit dem Hammerschlage als fester Entschluß in der Brust klopfte. Schon lange, Tag um Tag anwachsend, und als Unabänderliches stand es heute vor ihr. Ihr Vorhandensein bildete einen Miß=klang im Hause; bis zum Beginn dieses Sommers war das nicht so gewesen, hatte der Senator ihr in seinem Herzen das Recht einer Tochter, mehr als Tina, einge=räumt. Doch seit der Rückkehr seines Sohnes war er fort=schreitend verändert, in sich gezogen, sein Blick ruhte nicht mehr mit der ehemaligen freudigen Helle auf ihr, konnte manchmal fast etwas scheu Ausweichendes besitzen. Es war der Einfluß Folkarts, von dem Alles ausging, sein

von Kindheit auf genährter, jetzt mit ihm großgewachsener Haß gegen sie, die Fremde, in die Familie rechtlos Eingedrungene. Seit heute vermochte er sich nicht mehr zu überwinden, mit ihr am Mittags- und Abendtisch zusammen zu sitzen. Er konnte sie nicht aus dem Hause treiben und blieb fort. Aber solcher Wiederholung sollte es nicht bedürfen; sie ging von selbst.

Durch das Gartengebüsch schimmerte der Lampenschein aus der Stube des Senators, dann noch höher oben ein Licht im Zimmer Tinas; sie legte sich zu Bett, ihre Kerze losch aus. Dode hatte darauf gewartet; wenn das Haus ruhig geworden, wollte sie zu ihrem Pflegevater hineingehen. Doch sie blieb noch sitzen; was ihr Mund sprechen solle, wußte sie, aber sie sann noch über das Wie, bereitete sich auf die Entgegnung, welche die Kundgabe ihres Vorsatzes hervorrufen werde. Und dann, auch die Heimkunst Folkarts wollte sie noch erst abwarten, um nicht durch einen Zufall mit ihm zusammen zu treffen. So horchte sie durch die Nachtstille auf seinen Schritt nach der Straße hinüber.

Dann fuhr sie plötzlich einmal zusammen. Sie hatte den Kopf zurückgelehnt und wohl einige Augenblicke, von Müdigkeit überwältigt, das Bewußtsein verloren gehabt; nun klang ihr ein herannahender Schritt an's Ohr. Doch kam er nicht von der Straße her, sondern rückwärts hinter ihr durch den Garten und eigener Art, wie von schwerfällig sich bewegenden Füßen. Das konnte Folkart nicht sein; so lange sie dachte, kannte sie im Dunkel seinen immer gleichgebliebenen, schon in der Knabenzeit ruhig

sicheren Schritt. Und dennoch war er's, seine Gestalt tauchte jetzt unweit vor ihr auf kleinem, offenem Platz in's fast taghelle Mondlicht. Verhaltenen Athems duckte sie sich auf ihrem Schattensitz zusammen und sah hinüber. Etwas Sonderbares lag in seiner Haltung und seinem Behaben; er blieb stehen und blickte starr gegen das Haus hin, nach dem Lampenschimmer seines Vaters, dann zum lichtlosen Fenster Tinas hinauf. Es regte den Eindruck, als scheue er sich, gehört und gesehen zu werden, suche, behutsam von der Rückseite her zur Hausthür hinanzuschleichen. Nun setzte er den Fuß wieder vor, doch unverkennbar ging er schwankend, mit einer leicht hin und her taumelnden Bewegung des Körpers. Da fiel ein Baumschatten über ihn, und er verschwand.

Was bedeutete das? Dode stand aufgesprungen und horchte ihm nach. War es dahin durch seinen Widerwillen gegen sie gekommen, daß er nicht nur den Tag hindurch fortblieb, sondern Vergessenheit seines Mißmuthes bei der Weinflasche suchte und in der Nacht betrunken nach Hause kehrte? Betrunken! Es ging Dode wie ein Riß durch die Brust. Alles hätte sie eher zu denken vermocht, als ihn in solchem Zustande. Häßlich entstellte es ihr sein Bild, wie sie es immer als etwas Unwankbares in sich getragen. Und sie war die Ursache, trug die Schuld daran.

Fraglos übte, wie die elektrische Spannung des Gewitters, auch das Vollmondlicht einen Einfluß auf die Erregbarkeit ihrer Nerven. Es trieb sie gegen ein inneres Sträuben körperlich fort; sie wußte nicht, was sie wolle,

aber sie mußte ihm nach. Lautlos huschend, folgte sie, hörte im Hause seinen Schritt die Treppe hinansteigen. Er nahm sich merkbar jetzt zusammen, kein Geräusch zu verursachen, doch die Verwirrung seiner Sinne mußte sich noch erhöht haben. Nach kurzer Weile knarrte leise eine Thür, deren Ton dem Ohre der Nachlauschenden genau und untrüglich bekannt war. Er hatte sich vergriffen, hielt das Zimmer Tinas für das seinige und trat zu ihr hinein. Das Herz Dodes setzte, tödtlich erschreckt, einen Schlag aus. Wenn sie, schlaflos liegend, droben auf ihrer Stube gewesen wäre und er sich anders geirrt, ihre Thür geöffnet und plötzlich im Mondlicht vor ihr gestanden hätte —

In dem Zimmer, in das Folkart eingetreten, war es so hell, daß jede Einzelheit sich deutlich unterscheiden ließ. Tina schlief bereits, doch drehte den Kopf bei dem Geräusch auf dem Kissen um und fragte: „Was ist? Müssen wir schon auf's Schiff? Und Sie kommen selbst, um mich zu holen? Das ist hübsch —“

„Wach' auf, Tina! Ich bin's.“

Eine gedämpfte Stimme sprach's, doch mit einer zwingenden Forderung, so daß die Träumende halb auffuhr und, die Augen öffnend, verwundert Antwort gab: „Folkart, — ja, bist Du es, Folkart? Warum schläfst Du nicht?“

„Es ist keine Nacht dazu, Tina.“ Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes, griff nach ihrer Hand und hielt diese gewaltsam mit seinen Fingern umpreßt. „Als Kind habe ich manchmal nächtens so bei Dir gesessen, — lange

nicht mehr, heute muß ich's noch einmal. Ich habe Dir etwas zu sagen, nur Dir, Abschied von Dir zu nehmen. Wenn der Tag kommt, bin ich fort von hier, für immer, Ihr seht mich nicht wieder."

Seine Stimme zitterte, und Zittern durchlief seinen Arm, der ihre Hand hielt.

Tina richtete sich, erst jetzt voll zur Besinnung kommend, höher auf. „Mein Gott, Folkart, — was bedeutet das?"

„Sprich leise, wie ich. Es bedeutet, daß ich nicht Bürgermeister in unserer Stadt bleiben kann. Du mußt wissen, warum, deshalb bin ich bei Dir. Ich habe heute den ganzen Tag auf dem Rathhause Bücher und Rechnungen revidirt; meine Pflicht, mein Eid würden mich zwingen, eine gerichtliche Untersuchung anstellen zu lassen. Es fehlen in der städtischen Kasse zweitausend Speciesthaler in Dukaten, die darin vorhanden sein müßten. Aber sie sind es nicht, weder im Geldschrank, noch im Hauptbuch."

„Dann muß natürlich der Dieb ausfindig gemacht werden, — ich verstehe Dich nicht, Folkart, — was geht das Dich an? Du trägst ja keine Schuld —"

„Nein, doch die Schuldigkeit, es kund zu machen. Die Summe ließe sich, — vielleicht — durch irgendwelche Mittel aufbringen und ersetzen. Aber es ist schlimmer, Tina, unabwendbar. Es handelt sich beinahe um das Zwanzigfache. Ich habe zwölf Stunden ohne Anhalt verglichen, geprüft, nachgerechnet; seit langen Jahren sind unrichtige Eintragungen, — Fälschungen, — in den Büchern, so geschickt verborgen, daß nur mein durch das Fehlen des ersten Betrag's rege gewordener Verdacht überhaupt

zu einer Nachforschung und Entdeckung des Betruges Anlaß geben konnte. Du siehst, Tina, ich muß fort, noch in dieser Nacht, irgendwohin, wo Niemand mich auffindet, mich zur Rechenschaft zu fordern."

Der Blick des Mädchens verweilte erschrocken auf den im Mondlicht todtblassen Zügen des Bruders. „Das ist ja entsetzlich, Folkart, unbegreiflich. Aber es bleibt doch das Nämliche, daß Dich keine Verantwortung treffen kann. Du bist ja viel zu kurze Zeit erst hier, hast im Gegentheil das Verdienst, so rasch die Unterschlagung aufgefunden zu haben. Du mußt bleiben, — darfst nicht fort um unseres Vaters willen, den sonst der Vorwurf treffen würde, daß er nicht achtsam genug gewesen, die Fälschungen nicht entdeckt hat."

„Um unseres Vaters willen, Tina? Du bist noch nicht ganz wach, Schwester, — um seinetwillen darf sein Sohn morgen nicht mehr hier, nicht mehr Bürgermeister sein."

„Folkart — —!"

Das Mädchen war mit einem lauten Aufschrei aus dem Bett gesprungen und stand in den weißen Nachtkleidern mitten im Zimmer. Einige Sekunden regungslos, einer aufrechten Leiche ähnlich; man sah, der Herzschlag hatte ihr ausgesetzt, nur ihre weitoffenen Augen starrten den Bruder an. Dann sagte sie langsam:

„Habe ich Dich verstanden, Folkart?"

Er nickte kurz und setzte hinzu: „Ich habe heute auch erst verstanden, was ich neulich gehört. Erinnerst Du Dich an den Knecht, der den Zwergenhut auf dem Kopf trug und wähnte, was er immer thue, bleibe ungesehen.

Er war ein armer, hilfloser Mensch, und bitterste Noth trieb ihn zu seiner Unredlichkeit, — Sorge und Verzweiflung, — ich wußte das damals nicht, — für seine Frau und seine Kinder. Soll eines von ihnen ihm den Hut vom Kopfe schlagen, Tina, wie es unserm Vater im Traum geschehen?"

Die Befragte stand wortlos. Unter dem Sinnen rang ihre kräftige Brust einigemal in hohem Aufwogen, bis der Mund drüber hervorbrachte:

„Nein, Folkart."

„Dann muß ich also fort. Lebe wohl, Schwester!"

„Nein, warte, — warte bis morgen!" In den Zügen der Antwortenden lag ein Ringen nach Besinnung mit einer irren Angst gemischt. Sie sah dem rasch auf die Thür Zutretenden nach, folgte ihm: „Folkart, — laß mich nicht so! Was soll ich, — was soll ich dem Vater sagen, wenn Du fort bist, — warum?"

Er hatte den Griff der Thür gefaßt, diese halb geöffnet und stieß mit bitterem Ton hervor:

„Sag' ihm, ich hätte das Haus um Dodes willen verlassen, — ich könne nicht mehr mit ihr zusammenleben, — es ist Wahrheit."

Unweit von ihm, auf dem Vorplatz, tönte ein halberstickter, zuckender Laut von Menschenlippen auf, daß er unwillkürlich, hinaustretend, fragte: „Wer ist hier?" Durch ein Seitenfenster fiel auch auf den Flur Mondlicht herein, weniger hell zwar, doch ausreichend, Gestalt und Gesicht Dodes unterscheiden zu lassen. Unwiderstehlich getrieben, war sie Folkart hinauf nachgefolgt, hatte von

der Unterredung der Geschwister nur den Schrei Tinas und jetzt seine letzten Worte vernommen. Schneeweiß erblaßt stand sie; er stutzte heftig vor ihrem unerwarteten Anblick zurück, suchte vergeblich einige Augenblicke nach Fassung, nach Worten. Vielleicht zum ersten Mal im Leben ließ er erkennen, daß die äußere Ruhe seiner Natur Anderes unter sich barg, eine ungeheure Erregung im Innern verschnürte ihm die Kehle. Dann rang er bebend heraus:

„Hast Du gehorcht, so hast Du's vernommen und weißt es. Ich befreie Dich von mir, — was siehst Du mich an? — Stellst Du Dich mir zum Hohn in den Weg, um meine Qual zu vermehren? Das ist unmenschlich, kannst nur Du, — laß mich, — laß mich, was ich muß!"

Sie rührte keine Hand, aber die zitternde Anspannung aller Glieder seines kraftvollen Körpers regte den Eindruck, als ob Dode unsichtbare Ketten über ihn geworfen, ihn damit festgebannt halte und zum Aufbieten alles Vermögens des Leibes und der Seele nöthige, um sich loszureißen. Doch nun drehte sie, heftig zusammenfahrend, den Kopf. In den ungewissen weißen Mondglanz mischte sich ein gelbes Licht ein, es kam über die Treppenstufen herauf, von einer Kerze in der Hand des Senators ausgehend. Er schattete sich die Augen und fragte, mit dem Blick voraussuchend: „Wer hat hier oben geschrien und spricht noch so laut nach Mitternacht?"

Niemand antwortete, Alle sahen ihn schreckverstummt an; auch Tina war, ohne ihres Bekleidungszustandes zu gedenken, auf den Vorplatz herausgekommen und stand

athemverhalten da. Die Gesichter jetzt erkennend, sagte Gundermann erstaunt: „Ihr seid's? Ich dachte, die Mägde, — und Du im Nachtzeug? Was habt Ihr mit einander, weshalb steht Ihr hier zusammen, statt zu schlafen?"

Nun gelangte Dode zu Regungsfähigkeit und Sprache. Entschlossen trat sie auf den Fragenden zu und erwiederte: „Folkart will die Stadt verlassen, weil er meinen Anblick im Hause nicht mehr ertragen kann. Aber er soll es nicht; ich wache noch, weil ich zu Dir wollte, Dir zu sagen, daß ich fortgehe, um nicht wieder zu kommen. Leb' wohl und habe Dank für Alles, was Deine Güte bis heut an mir gethan!"

Man sah, sie wollte den Vorgang so rasch als möglich beendigen, denn sie suchte gleichzeitig schon die Treppe zum Hinuntereilen zu erreichen. Doch mit plötzlich vorgesetztem Fuß vertrat Folkart ihr den Weg, faßte ihren Arm und hielt sie. „Bleib'! Du sollst ihn nicht auch verlassen! Daran will ich nicht Schuld tragen."

Gundermann fand jetzt für sein begriffloses Erstaunen Ausdruck: „Ihr Beide wollt — was bedeutet das?"

Folkart erwiederte, doch nicht ihm, noch gegen Dode gewandt: „Du hast falsch gehört, ich gehe nicht um Deinetwillen. Auch wenn Du fort wärest, könnte ich nicht bleiben."

Er drehte den Kopf: „Ich muß, Vater; es ist für uns Alle nothwendig. Auf dem Rathhause liegt ein an Dich adressirter Brief mit der Anzeige, daß ich mein Bürgermeister-Amt niedergelegt. Mir ahnte vorher, ich würde mich der Stellung nicht gewachsen fühlen, deshalb zögerte ich mit der Annahme. Seit heute weiß ich, daß

ich mich darin nicht getäuscht: ein Sohn kann, wenn auch nur dem Namen nach, nicht der Vorgesetzte seines Vaters sein. Das ist der Grund, den das Schreiben der Bürgerschaft für meinen Rücktritt anführt."

Während seines Sprechens hatte Dode mit einem Ruck den Aermel ihres Kleides aus seiner Hand losgemacht und war unbeachtet, einem lautlosen Schatten gleich, die Treppe hinabgeflogen. An das Geländer derselben mit der Linken zurückgreifend, stand der Senator; in seiner Rechten zitterte die Lichtkerze mit irrwischartig herüber und hinüber taumelnder Flamme. So sah er seinem Sohn geisterhaften Blickes in's Gesicht, wohl eine Minute fast stumm. Dann sagte er:

„Du willst fort — —?"

Er hielt an, athmete einmal schwer und fügte nach:

„Meine Nerven sind etwas aufgeregt, denn ich habe eine böse Nachricht erhalten. Die ‚Tina' ist untergegangen, und Schiff und Ladung waren nicht versichert. Man kann es wohl unvorsichtig heißen, aber die Kasse reichte gerad' nicht aus, und ich dachte — das Fahrzeug ist mit fremdem Geld gebaut, und ich muß den Verlust nun decken."

Die Worte kamen ihm mit einem halbverworrenen Klang, nicht wie zu den Hörern, wie zu sich selbst gesprochen, vom Munde. Und doch sollten sie unverkennbar Jenen auch etwas begründen, das Beben seiner Hand, das schwankende Licht. Es war ein tief Mitleid erweckender Anblick; das hilflose Gesicht Gundermann's sah in der flackernden Beleuchtung wie plötzlich um ein Jahrzehnt gealtert aus, von schwer eingegrabenen Furchen, die man

bei Tage nicht gewahrte, durchzogen. Jetzt faßte Tina, jäh vorschreitend, den Arm ihres Bruders: „Bleib', Folkart!"

„Du weißt, daß ich's nicht kann, — daß Du das Gegentheil von mir fordern mußt."

Der Gesichtsausdruck des Antwortenden ließ erkennen, eine Verlängerung dieses nächtlichen Zusammenstehens übersteige das für seine Kraft Ertragbare. Den Arm vorstreckend, schloß er kurz die Finger um die zitternd den Leuchter haltende Hand seines Vaters und sprach:

„Könnt' ich Glied um Glied von mir verkaufen, Vater, Dir Hülfe zu bringen, — zehnmal gäb' ich mein werthloses Leben dafür. So thu' ich das Einzige, was in meiner Macht ist. Leb' wohl!"

Er wandte sich den Stufen zu, hastig verhallte sein Fußtritt drunten auf dem Flur, durch die Hausthür in den Garten. Tonlos murmelte der Senator, starr dreinblickend: „Er geht —"

Nun umfaßte ein kräftiger Arm ihm den Leib, und eine mild-liebevolle Stimme sagte: „Mein lieber Vater, — leg' Dich zu Bett. Komm, ich bringe Dich hinunter."

Er fuhr zusammen und brachte mühsam von den Lippen: „Bin ich Dein lieber Vater?"

„Warum sollst Du es nicht sein? Du warst es ja immer und bleibst es stets."

Tina nahm ihm das Licht aus der Hand und führte auf ihren bloßen Füßen, ihn umschlungen haltend und stützend, den haltlos Schwankenden die Treppe hinunter. Er that willenlos nach ihrem Geheiß; sie half seinen unfähigen Händen drunten beim Auskleiden, dann lag er

im Bett hingestreckt, und sie saß, seine Hand haltend, neben ihm. Ein paar Mal suchte er zu sprechen, doch umsonst, der Laut kam nicht hervor. Endlich gelangen ihm die stockenden Worte:

„Du weißt — Alles —"

„Ja, daß für die ‚Tina' keine Hoffnung mehr ist und wir darauf denken müssen, für ihren Verlust Ersatz zu schaffen. Laß uns heute nicht mehr davon sprechen; suche zu schlafen, lieber Vater. Morgen wird sich schon ein Hilfsmittel finden; man muß im Leben auf einen Schiffbruch gefaßt sein und besonnen retten, was sich retten läßt. Ich bitte Dich, schlafe nur und vergiß bis morgen."

Nach einer Weile fragte Gundermann noch einmal mit bang verhaltenem Ton:

„Weiß auch Dode —?"

„Nein. Sie war schon fort, als Du uns von dem Unglück sprachst."

„Warum stand sie denn in der Nacht mit Euch droben?"

„Ich weiß es nicht; es war wohl Zufall, daß Folkart sie dort traf, als er meine Stube verließ."

Die Finger des Senators zogen sich krampfhaft um die Hand seiner Tochter zusammen. „Versprich mir, ihr nichts zu sagen —"

„Gewiß nicht, lieber Vater."

Sein Athem ward etwas ruhiger, allmählich leiser und gleichmäßig. Tina horchte: Erschöpfung durch die ungeheure Erregung schien ihn in Bewußtlosigkeit fallen zu lassen. Eine Zeitlang blieb sie noch sitzen, dann löschte

sie das Licht und ging leise hinaus. Offenbar lag er im Schlaf.

Als sie droben auf ihrem Zimmer ankam, war dies noch mondhell wie zuvor. Sie blieb einen Augenblick in der Mitte stehen und sah um sich her. Dort stand das Bett, an dem ihr Bruder gesessen, aus dem sie plötzlich mit einem Schrei aufgesprungen. Wann war das geschehen? Ihr erschien's, vor unausdenkbarer Zeit, als sei's in einem anderen Leben gewesen.

Nun fiel ein Frostschauder über sie, vom Scheitel bis zum Fuße hinunter; seit länger als einer Stunde befand sie sich auf bloßen Füßen in dem leichten Nachtkleide. Sie zog hastig die an ihrem Bette liegenden Kleider wieder an; Folkart hatte bei seinem Kommen gesagt, es sei keine Nacht zum Schlafen.

Wohin mochte er gegangen sein, was wollte er, und wo war Dode? So todtenstill lag das Haus, es schauerte etwas daraus an, daß sich kein Leben in den Stuben befinde.

Doch es war auch keine Nacht, daran zu denken. Tina stand am offenen Fenster und blickte hinaus, eine Stunde lang und noch eine. Der Mond schwand, aber im Osten färbte es sich, ein neuer Tag kam herauf, wolkenlos schön. Als die Sonne ihren ersten Goldfunken über den Horizont warf, that Tina Gundermann Seltsames. Sie trat vor den Spiegel und ordnete sorgfältig ihr wirr aufgegangenes Haar.





Noch aber war die Mondnacht von wundersamer Schönheit; kein Hauch und kein Laut mischte sich ein, tiefste Ruhe überbreitete die weißbestrahlte Welt. So hell war's, daß Dode am Feldwegrande auf Blüthenköpfen nächtlich rastende Schmetterlinge wahrnahm. Bei ihrem Vorüberkommen schlug einmal einer die zusammengeklappten Flügel auseinander; sie blieb stehen und sah darauf nieder. Er mochte geglaubt haben, es sei Taglicht; einige Augenblicke verharrte er so. Doch dann faltete er die bunten Fittige wieder in die Höh', der Glanz vom Himmel herab wärmte nicht, und Dode ging, von ihrem Schatten begleitet, weiter.

Fast unbewußt, mechanisch hatte sie den Weg nach ihrer altvertrauten Waldstätte eingeschlagen. Wohin sollte sie sonst? Der Fuß lenkte den Kopf, in dem sich die Gedanken drängten und überjagten, unfähig, selbst zu einem Wollen zu gelangen. So kam ihr erst, wo sie sei, als sie an dem Rande der stillen Lichtung stand. Ihr Auge erkannte Alles umher, die altvertrauten Stämme, graues Gestein, ihren Sitz auf der hochgewölbten Baumwurzel. Doch so hatte sie es nie gesehen; wie anders lag's, als

in der Sonne und auch als im Abendlicht! Verirrte Mondfunken fielen da und dort hinein, aber wie Schneeflocken deckten sie den Grund, keine Helle verbreitend; neben sich beließen sie ein schwarzes Nichts. Wie dunkel, kaum unterscheidbar zog sich lautlos die tiefe Au dahin; wie schweigsam ernst dachten die weitvorgewölbten Buchenäste ihr düsteres Gezweig darüber!

Nun saß Dode, wie sie wohl tausendmal hier gesessen, und doch noch niemals so. Sie fühlte sich todmüde, als ob sie viele, viele Meilen weit gegangen, nur das eine Begehren, sich hinzustrecken und die Augen zu schließen. Und doch konnte sie dies nicht, denn sie war ja noch am ersten Anfange ihres Weges und mußte darüber denken, wohin er sie führen solle und könne.

Irgendwohin in die Welt hinaus, einzig nach einer Richtung nicht, nicht in das Haus zurück, aus dem sie fortgegangen. Inmitten der Nacht hatte sie dort Abschied genommen, und Niemand hatte die Hand ausgestreckt, um sie zu halten, Tina nicht und ihr Vater nicht. Beide waren wortlose Anhörer des von ihr ausgesprochenen Entschlusses gewesen; er fiel ihnen gleicherweise erwünscht, da er die Bedingung für das Bleiben Folkarts bildete. Dieser allein hatte ihren Arm gefaßt, sich ihrem Weggange zu widersetzen. Zum Schein, um edelmüthige Selbstverleugnung kundzugeben, von der er wußte, er könne sie ungefährdet üben. Es lag ein tödtlicher Hohn darin, noch schmerzvolleren Stachel in die Brust drückend, als die reglose Gleichgültigkeit der Andern.

Dode lehnte den müden, gedankenirren Kopf an den

Stamm zurück. Das Gefühl, das sie von frühen Kindertagen auf oft nicht niederzukämpfen vermocht, hatte ihr nur zu wahr gesprochen; sie war immer eine Fremde, eine rechtlos Eingedrungene gewesen. Und offenbar hatte man darauf gewartet, sie werde dies eines Tages selbst erkennen. Und jetzt, da sie dies gethan, pflichtete man ihr schweigend bei. Oder vielmehr laut genug hatte der Schrei Tinas geredet, den sie ausgestoßen, als ihr Bruder ihr seine Absicht, das Haus zu verlassen, kundgethan, sie damit aus dem Schlaf geweckt.

O schlafen! Es war Dodes einziger Drang. Doch sie konnte es nicht, sie mußte ja denken, wohin sie morgen gehen, was sie beginnen, wie sie ihr Leben fristen solle. Vielleicht als Lehrerin bei kleinen Kindern, oder als Verwalterin in einem vornehmen Hause. Aber sie würde immer zu müde sein, um unterrichten, und ebenso, um zufriedenstellend eine Wirthschaft führen zu können.

Gewiß lag es in der Absicht des Senators, sie nicht hungern zu lassen, sondern sie zu unterstützen. Wenn der Tag kam, forschte man doch nach ihrem Verbleiben, um sie mit dem auszurüsten, dessen sie bedurfte, reichlich, aus Dankbarkeit für ihr Fortgehen.

Also mußte sie sich gut verbergen, daß man sie nicht auffinde. Denn solche Wohlthat, ein ihr nachgesandtes Almosen, eine Bezahlung für das Verlassen des Hauses wäre das Letzte gewesen, was sie zu ertragen vermocht. Ihr aus der Hand des Senators zugewandt, hätte es das Erbtheil Folkarts verringert, wäre ihr von Diesem gekommen. Das wollte sie nicht, um nichts in der Welt!

O, schlafen können und nicht wieder aufwachen!

Dode wußte es nicht, doch ihr Kopf glitt langsam an dem Stamm nieder, auf eine weiche Mooswölbung daneben hinunter, und die Lider fielen ihr über die Augen.

Ja, sie mußte sich irgendwo verbergen, wo Niemand sie fand, zu ihr treten, sie an der Hand fassen und sagen konnte: „Komm zurück, — Dein Weggang war thöricht, — was sollen die Leute davon denken? Wir wollen es noch einmal mit Deiner Anwesenheit im Hause versuchen —“

„Nein! Nein!“ stieß sie im Traum aus, — „ich muß mich besser verstecken —“

Da kam's ihr, sich mit unsäglicher Beschwichtigung über sie breitend. Anfänglich konnte sie's noch nicht deutlich unterscheiden, aber sie wußte, es sei irgendwo vorhanden, sie müsse nur danach suchen. Eine ruhige dunkle Fläche unter einem überhängenden Laubdach, — dort sei ein Bett und zugleich ein sicherer, unauffindbarer Versteck, und wenn sie sich darein lege, schlafe sie so schön und ruhig und fest, wie die Müdigkeit in ihr es sehnsüchtig verlange.

So ging sie im Traum suchend vorwärts, denn sie wußte jetzt auch die Richtung und mußte bald dorthin kommen. Und ihre Brust athmete nun ruhevoll in die Nacht.

* * *

Auch Folkart Gundermann hatte das väterliche Haus verlassen, ohne zu wissen, nach welchem Ziel. Es war

zunächst gleichgültig, wohin er ging, nur das Eine nothwendig, daß er aus der Stadt fort sei, auf keine Fragen Antwort zu geben brauche. Er mußte seinem Heimathlande den Rücken wenden, in der Fremde, der Ferne sich irgendwo eine neue Lebensmöglichkeit suchen; an einem Orte, wo Niemand ihn kannte, von seinem Dortsein Kunde gab.

Doch wohin? Gedanken umwälzend ging er bald hier, bald dort, auf schmalen Wegen durch die mondbeglänzten Felder; stundenlang, der Schlag der Kirchthurm-Uhr kam dann und wann in der Nachtstille von der Stadt zu ihm herüber. Unheimlich hatte es schon seit manchen Tagen um ihn gelegen, ohne daß er sich Rechenschaft geben gekonnt, was es sei; hin und wieder einmal, wenn er bei seiner Thätigkeit auf dem Rathhause gesessen, etwas ihn wie mit einer unsichtbaren Hand gespenstisch Anrührendes. Aber so jählings, blendend und betäubend war es ihm heute vor den Augen herabgefahren, daß seine sichere Kraft bis in den letzten Grund erschüttert worden. Nur das Eine, was er wußte, hatte er zu fassen vermocht; weiter noch nichts.

Mechanisch glitt er im Gehen mit der rechten Hand über die hohen, silbern-goldig neben ihm aufragenden reifen Kornähren. Das hatte er oft als Knabe gethan — und wieder einmal, — ihm kam's, — vor noch nicht langer Zeit. Es floß ihm aus der Berührung der langen Grannen mit einem Gedächtnißschauer durch den Körper; er stand still und sah um sich. War es nicht an diesem selben Wege gewesen?

Ja, — die Nacht lag so hell, ließ Alles zweifellos erkennen. Hier war er gegangen, dem schwarzen Waldrande drüben entgegen; um ein Dutzend Schritte weiter glimmerte der weiße Sandbodenfleck, von dem eine Wolke von Bläulingen um ihn aufgestoben. Nach der Anweisung Tinas hatte er in der funkelnden Vormittagssonne diesen Weg eingeschlagen, um Dode zu finden, ihr den Grund seiner Abneigung von jeher gegen sie rückhaltlos darzuthun. Und dann war er hier zurückgekommen, ohne mit ihr gesprochen zu haben, weil sie schlafend unter dem Baume gelegen.

Warum hatte er sie damals nicht geweckt, mit schonungslosen Worten ihren Stolz, ihren Trotz herausgefordert, daß sie auch ihn in Zorn gebracht, zum Haß gegen sie aufgeflammt hätte? Es wäre besser gewesen.

Was sollte das? Wer Dornen gesäet, mußte Dornen ernten. Nur der Weg weckte ihm die Erinnerung daran.

Aber unwillkürlich folgte er demselben jetzt weiter nach, wie damals in der Sonne. Ihm that noth, sich zu beschwichten, Rast für den Körper zu suchen, um seine Gedanken sammeln, auf ein festes Ziel richten zu können. Weiter drüben fand sich ein Sitz, den er schon einmal eingenommen; dahin zog's ihn. Es war der rechte Platz für eine letzte Rückschau, ein Abschiednehmen von der Vergangenheit.

So ging er weiter, eine Strecke noch im Lichte, dann hörte dies mit einem Schlage auf. Der absteigende Mond trat hinter die hohen Waldwipfel, unter denen das Auge beim ersten jähen Uebergang nichts mehr gewahrte; ein

Scheidestrich trennte die Glanzhelle von tiefster Nacht. Der Hinübergetretene mußte anhalten, den Blick zu gewöhnen, der allmählich wieder die Fortsetzung des Pfades unterschied, zwar mehr ahnend, als wirklich erkennend. Undurchdringliche Schatten lagen rechts und links, doch ein Abglanz von der Lichtung drübenher machte tastendes Vorwärtsschreiten möglich. Und in Folkart war jetzt der Wille wach geworden, zu jener Stelle zu gelangen, als könne er dort allein finden, wonach sein Kopf suchte.

Nun kam ihm ein Anhalt, der geisterhaft mattaufspiegelnde und wieder verschwindende Glimmer zur Linken war die Au; wo sie fast in rechtem Winkel umbog, wenige Schritte nur zwischen die Stämme hinein mußte er seinen Zielpunkt treffen. Das Gedächtniß täuschte ihn nicht; dort in der schwarzen Finsterniß hatte Dode schlafend gelegen und er auf dieser Baumwurzel, die seine Hand überglitt, gesessen. So, wie jetzt.

Kein Laut um ihn her, nur in ihm das schwer und hoffnungsleer klopfende Herz. Ja, der richtige Sitz war's, deutungsvoll dem Gefühl und der Erkenntniß des Rastenden entsprechend. Draußen die überstrahlte Welt und um ihn tiefes Dunkel.

Die Welt, in die er davon sollte, um sein Dasein zu ringen, es weiter zu fristen. Wohin und wozu? In der Fremde, wie ein gescheuchtes Thier; losgerissen von Allem, was sein Leben bis heute besessen, leer, freundlos und freudlos. Und daß die Zukunft so vor ihm lag, seine eigene Schuld war's, von Knabenzeit angesammelt, gehäuft. Ohne sie hätte er jetzt — vielleicht — unter dem Schick=

falsschlage nicht einsam zusammenbrechen müssen. Wenn er die Dornen, den Haß nicht ausgesäet.

Gewaltsam schüttelte er es von sich ab, er mußte Anderes zu entwirren suchen und dachte nach. Was half es denn, daß er fortging, verschwand, bei Tag und Nacht von Sorgen und Angst um die Zurückgebliebenen gemartert? Ein neuer Bürgermeister kam, — würde er weniger scharfsichtig sein? Es ließ sich nicht hoffen, nicht erwarten. Nur eine Frist war's, dann brach das Verhängniß doch herein.

Nein, für die Schuldlosen, für Tina und für Dode ließ es sich nicht erhoffen, für den Schuldigen nicht erwarten. Gleicherweise mußten sie in dem hereinbrechenden Sturme untergehen.

Und doch, er durfte, er konnte nicht anklagen, wie vor dem Richter nicht, so auch nicht vor sich selbst. Er brach Pflicht und Eid damit, aber nach einer höheren Satzung mußte er's. Und nicht vor sich selbst durfte und konnte er den Schuldigen anklagen, denn die Erkenntniß seines schuldig Gewordenseins, das tiefste Mitleid, die Sohnesliebe legten sich in die Wage und zogen die Schale der Gerechtigkeit empor.

Nichts, — als Ende alles Denkens auf der Erde, nichts, als das tödtliche Verlangen, zu helfen, gut zu machen, und die Verzweiflung, es nicht zu können.

Die Stunden schritten; gleich dem Zifferblatt einer Uhr lagen die Felder draußen, von denen das Mondlicht schwand. Ferner und ferner, vom wachsenden Schattenwurfe des Waldes verdrängt, rückte die beglänzte Welt in

die Weite, ein schmaler und schmalerer Streifen, und nur die Nacht blieb.

Plötzlich fuhr der Kopf Folkarts, von einem Gedanken durchschossen, auf. Unbewußt hatte es sich ihm schon länger darin zusammen gebildet, überallher, doch auf einmal stand's jetzt klar und fertig zugleich vor dem Erkennen seines Verstandes und seines Gefühl's. Wenn bei einer Entdeckung der Verdacht der Schuld auf einen Andern fiele —, überzeugend, weil er aus Furcht davor, aus Gewissensbissen selbst seinem Leben ein Ende gemacht.

Dann trüge sein Gedächtniß allein die Schande, die er den Zurückbleibenden abgenommen, — und er selbst brauchte nicht mehr mit doppelter Marter im Herzen in die dunkle, fremde, leere Welt hinaus, — schliefe ruhig mit dem letzten Bewußtsein, Sohnes- und Bruderpflicht erfüllt, Haß mit Liebe vergolten zu haben.

Vielleicht war's ein Trugblendwerk der Hoffnung, doch übermächtig faßte es ihn. Er wollte nicht drüber denken, ob es täuschen könne, — Eines, das Letzte brachte es mit Gewißheit, und jäh stand er von seinem Sitz auf. Wenige Schritte vor ihm lag die Au, erkennbar jetzt, denn im Osten kam der neue Tag herauf und warf seinen ersten Schimmer unter das übernickende Gezweig auf das stille, tiefe Gewässer. Und rasch trat sein Fuß darauf zu.

Da tönte hinter ihm aus der schwarzen Waldnacht zweimal der Ruf einer Stimme: „Folkart, — Folkart!"

Wie von einem Blitz getroffen, fuhr er zusammen, stand gelähmt, betäubt. Die Stimme Dodes war's gewesen, doch sonderbar, wie er sie nie im Leben vernommen.

Eine Sinnestäuschung der überreizten Nerven mußte es sein, des letzten Augenblickes, ehe sein Denken und Empfinden für immer erlosch.

Ohne Bewußtsein wandte sein Kopf sich jetzt und sah zurück. Hinter ihm war Alles dunkel, still und reglos.

Nein, doch nicht, — da wiederholte sich der sonderbare Ton, deutlich vernehmbare Worte: „Warum — warum haßt Du mich so?“

Das war kein Sinnestrug, sondern von Menschenlippen gesprochen, aber nicht von wachenden, unverkennbar im Schlafe, im Traum. Die Kniee Folkarts zitterten, er schwankte, brach zusammen. Zum ersten Mal im Leben drohten seine Sinne ihm in einer Ohnmacht zu vergehen.

Minuten vergingen, ehe er sich zu regen, aufzurichten vermochte, das Morgenlicht hatte zugenommen, spielte zitternd zwischen die Stämme hinein. Athemverhaltend, lautlosen Schrittes bewegte er sich vorwärts; dann unterschied er eine hingestreckte Gestalt, an der nämlichen Stelle, wo Dode damals am Mittag so gelegen. Behutsam bückte er sich über sie, sie schlief; ihr blasses Gesicht ließ sich im Umriß erkennen. Stunden hindurch hatte er, einige Schritte von ihr entfernt, ohne Ahnung in ihrer Nähe gesessen.

Warum befand sie sich in der Nacht hier, sie, die allein von der Schreckniß, die über dem Hause lag, nichts wußte?

Sie war vor ihm daraus fortgegangen, um nicht länger mit ihm zusammenleben zu müssen. So, wie er Tina gesagt, daß er es thue.

Folkart begab sich wieder von ihr fort und setzte sich haltlos auf den Boden. Was hatte sich denn geändert, daß

er seinen vorher gefaßten Entschluß nicht ausführte? Hier freilich konnte er's jetzt nicht, sie wäre davon erwacht. Doch etwas weiter entfernt; auch dort war die Au tief genug.

Aber ein Nachklang im Ohr lähmte ihm die Fähigkeit, sich zu regen, etwas zu wollen. Warum hatte sie im Traume seinen Namen gerufen und mit diesem Ton, der Alles in ihm zu irrem Zittern gebracht, ihn vom Todessprung zurückgerissen? Warum fragte sie im Traum, weshalb er sie so hasse?

Um nicht mit ihm weiter zu leben, hatte sie das Haus verlassen. Wenn nichts Anderes ihn gezwungen, hätte doch Drang ihn dazu getrieben, das Nämliche zu thun, — und sie würde geglaubt haben, er sei aus Haß gegen sie fortgegangen.

Was wollte, — was suchte sie hier, — hier an dem stillen, dunklen Wasser, das eben seine Sinne mit dämonischer Anziehungskraft überwältigt gehabt?

Ein Schauder, heiß und kalt zugleich, durchrüttelte ihm die Glieder; sein Herz klopfte, ihm ein wirres Brausen im Ohr erregend, mit unverständlicher Heftigkeit. Er konnte das sitzende Verweilen auf dem Boden nicht ertragen, sprang auf und trat hinter einen breiten Baumstamm. Dort stand er, ungewiß auf etwas wartend, mit unverwandt auf die Schlafende gerichtetem Blick.

Und heller ward's; nun schoß ein blitzender Lichtfunke am Horizont auf, wie ein Goldpfeil gerade in den Wald hinein. Ein paar Minuten noch, dann lag das Gesicht Dode Lutgersen's von Sonnenstrahlen über-

flossen, und sie regte die Hände, bewegte den Kopf, fuhr halb aufrecht empor. Blendend fiel das Gefunkel ihr in die flüchtig geöffneten Augen, daß sie die Lider wiederum schloß.

Aber sie war nicht überrascht und befremdet von dem, was sie um sich gesehen, wußte genau, wo sie sei. Auf der Wanderung im Traume hatte sie unablässig nach diesem Ziel gesucht und der kurze Aufblick ihr gedeutet, daß sie's erreicht. Dort unter dem überhängenden Gezweig lag der sichere Versteck vor ihr, wo sie Niemand fand, das Bett, in dem es sich so schön und ruhig und fest, ohne Furcht vor dem Aufwachen schlief. Sie brauchte nichts mehr zu überdenken, in ihrem Herzen, ihrer Seele stand Alles fertig. Einmal auf dem Wege war sie Folkart begegnet und von thörichter Angst überwältigt worden, ihn anzurufen, zu fragen, warum er sie so hasse. Er hatte nicht darauf geantwortet, nur mit der Hand deutend gesagt: „Geh' weiter und leg' Dich schlafen! Du bist müde, und gleich bist Du dort. Das Beste ist's für Dich und mich."

Volles Licht überfloß die Welt, doch es war eigentlich noch nicht Tag, noch helle Nacht nur; kein Leben regte sich, die Vögel schwiegen, die Insekten flatterten noch nicht. Ein paar ruhige Athemzüge lang blieb Dode in ihrer sitzenden Stellung, dann erhob sie sich und bewegte die Füße vor. Es bot seltsamen Anblick; sie wachte und stand doch unter der Herrschaft des Traumes. Wie nachtwandelnd, mit geschlossenen Augen gehend, schritt sie sicher gegen die Au hinan. In ihrer gegenwärtigen Erscheinung kam ihr

ganzes Wesen zum vollsten Ausdrucke, das fremd in's Leben Hineingerathene, das im Traum in seinem Inneren Hilfe suchen mußte, aus der Irre einen Weg zur Ruhe zu finden.

Zwei Schritte noch war sie von dem dunklen Wasser entfernt, da umfaßte von rückwärts plötzlich ein Arm fest ihren Leib, und eine bebende Stimme fragte: „Was willst Du?"

Sie schrak mit einem furchtbaren, ihren Körper durchfahrenden Stoß zusammen, offenbar von dem Ton erst aus halber Sinnesbewußtlosigkeit erweckt und aufgeschreckt. Ihre Lider öffneten sich, und ihre beiden Augen sahen wie zwei im Winde zitternde Glockenblumen dicht in das Gesicht Folkarts.

Eine Sekunde oder eine Ewigkeit lang brachte auch er kein Wort hervor, hielt sie nur unentrinnbar mit eiserner Kraft zurück. Dann rang er gewaltsam aus der Brust, über die Lippen:

„Wenn Du nicht, — wenn es Dir ein Triumph ist, sei's, — aber Du sollst es hören, einmal muß ich Dir's sagen. Ich hätte nicht aus Haß gegen Dich das Haus verlassen, sondern aus Liebe, die es nicht mehr ertragen gekonnt, so neben Dir fortzuleben."

Ein todeslautloser Augenblick in der blitzenden Morgensonne, dann ein Aufschrei. Als fasse ein Sturmstoß die beiden Glockenblumen, verschwanden sie; der Kopf Dodes fiel wie der einer Leblosen vornüber, und sie glitt in dem Arm Folkarts zu Boden. Ein wahnsinniger Schreck durchfuhr ihn; war sie todt? Sie schien's; mit weißem Gesicht

lag sie, ohne Regung, hörte nicht auf den angstvollen Ruf ihres Namens von dem Munde des neben ihr Knieenden. Besinnungslos fühlte er nach ihrem Herzen, — da kam der Schlag desselben ihm kraftvoll, hastig entgegen. Sie lebte, seine Unbesonnenheit hatte sie nicht getödtet, und ihr klopfendes Herz redete, was sie mit bewußtloser Ohnmacht überwältigt habe, eine Antwort auf sein Geständniß.

Eine Antwort, die ihn ihre Hand fassen, sie mit Küssen bedecken ließ. Dazu sprach er, ob sie es auch nicht vernehmen mochte, die Lippen dicht über sie hinbeugend. Er mußte sich von lang Verschwiegenem befreien, sagen, was er um sie gelitten und in sich verschlossen. Sie lag noch wie todt, unfähig, ein Glied zu regen; die Erschütterung ihrer Nerven war eine zu jähe und ungeheure gewesen. Doch ihr Geist war nicht besinnungslos gelähmt, sie hörte jedes seiner Worte, trank es mit den leise athmenden Lippen in ihr Herz hinein. So stieg die Sonne langsam höher, und das hängende Gezweig der Au begann Schatten über die Liegende zu streuen.

Dann kam Bewegungsvermögen in die Hand Dodes, als sei in dieser von den Küssen zuerst rückkehrendes Leben aufgeweckt. Sie suchte tastend nach der Hand Folkarts, die sie fest umklammerte, stumm kundgebend, daß ihr schwanker Sinn einen Halt gefunden, den er nicht mehr verlieren konnte. Eine Weile blieb sie so noch liegen, ehe sie sich, von seinem Arme unterstützt, zum Sitzen aufrichtete. Noch mit geschlossenen Augen, und wie sie diese nun aufschlug, fiel der erste Blick derselben auf das dunkle Wasser vor ihr. Ein Schauder rüttelte sie, schnell wandte sie das Gesicht,

schlang den Arm zu noch einem Halt um den Nacken des neben ihr Sitzenden und sprach als erstes Wort seinen Namen. Eine Welt von leidvergessener Seligkeit klang daraus und doch auch noch Unbegriffenes in der Frage, die sie nachfügte:

„Seit wann liebst Du mich auch, Folkart?“

„Seit einem Mittag, Dode, an dem ich Dich hier an der gleichen Stelle schlafend fand, und Glockenblumen über Dir mich mit Deinen Augen ansahen. Ein Geheimniß meines Herzens war's, das der Wald mir mit ihnen in der Geistermittagstunde offenbarte.“

Er berichtete, wie er wohl eine Stunde, sie anblickend, schweigend drüben gesessen und, nicht von ihr bemerkt, anders fortgegangen sei, als er gekommen. Doch daran, an dem, was vorher gewesen, wollte er nicht rühren, und er brach ab:

„Seit wann liebst Du mich, Dode?“

Nun war's, als fliege noch einmal durch das schattende Gezweig ein Goldstrahl der Sonne in ihre Augen. „Seit wann? Du müßtest fragen, seit wann nicht, Folkart, und ich wüßte auch darauf keine Antwort. Ich habe Dich geliebt, so lange mein Herz schlägt, schon als kleines Kind anders, mehr als eine Schwester. Ich kannte nichts, konnte nichts denken in der Welt, wie Dich; mein Auge und Ohr hing nur an Dir, und jeder Traum brachte mich zu Dir. Meine Liebe für Dich war all' mein heimliches Glück, und daß Du mich nicht liebtest, all' meine Lebensnoth und Trauer.“

Sie saßen, sich umschlungen haltend, glückselige Worte

und Blicke tauschend, redend, wie sie wechselseitig sich von dem Andern nur mit gesteigertem Widerwillen ertragen gewähnt, hundertfältig täuschende, scheinbare Begründung dafür aus den letzten Monaten hervorsuchend. Dann sagte Dode einmal:

„Doch wie fandest Du mich in der Nacht, kamst darauf, mich hier zu suchen? Hattest Du während des Sprechens mit dem Vater gesehen, wohin ich ging? Das konntest Du doch nicht.“

Als ob die Erde plötzlich unter ihm geschwankt und ihn mit einem Stoße vulkanischen Ausbruchs in die Höhe geschleudert, flog Folkart empor. Er hatte Alles vergessen gehabt, in einer Traumwelt gelebt, wo der selige Schlag des Herzens alle Gedanken des Kopfes ausgelöscht. Doch auf einmal sprang die Wirklichkeit, die ihn zur Nacht hierhergebracht, wieder gegen ihn an, einem Raubthier gleich, wild, unerbittlich. Sein Arm hatte Dode nicht gelassen, sie mit vom Boden aufgerissen; zu Tode erblaßt, schreckensstumm blickte er ihr in's Gesicht. Verwundert, doch nichts weiter, fragte sie: „Weshalb springst Du so hastig auf, Folkart?“

Ja so, sie wußte ja von nichts, von nichts als dem neuen, noch kaum glaubhaften Glück. Sollte er ihr dies wieder in lichtlose Nacht zurückstürzen, auch ihr die Wundersonne dieses jungen Morgens vom Himmel herabreißen, wie ihre arglose Frage es ihm gethan? Nein, um nichts, — und doch, was konnte, mußte er? Sterben konnte er ja nicht mehr, er wollte und mußte leben für sie, für sich selbst, und durfte doch nicht bleiben. Stotternd antwortete er:

„Ich bin nicht mehr, — ich habe mein Amt niedergelegt, muß in fremde Welt davon, Dode, um mir einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Was soll werden? Wir müssen von einander, — noch heute.“

„Von einander?“ Sie schlang schreckhaft den Arm um ihn, — „nein, nie mehr! Wo Du bist, bin ich! Mir kommt's, ich hörte noch auf dem Flur von einem Briefe, den Du geschrieben; das kann ja noch ungeschehen gemacht werden. Komm' zum Vater, ihm Alles zu sagen, — daß ich Deine Frau, daß ich die Frau Bürgermeisterin sein werde. O, wie das klingt, — wie das klingt! Wie Alle die Frau Bürgermeisterin beneiden werden!“

Sie lachte, wie sie's noch niemals im Leben gethan. Es war ihr nicht zu Sinn danach, aber das trunkene, von Glück überschwellende Herz mußte sich in närrischen Worten Luft machen. Unmöglich fiel's, sie in diesem Augenblick mit dem Blitzschlage der Wahrheit nieder zu schmettern. Folkart suchte, — suchte, — nach einer Erwiederung, brachte halb verworren hervor:

„Nein, zum Vater nicht, jetzt nicht. Sein Gemüth ist heftig erregt, — Du hörtest in der Nacht nicht mehr, er brachte uns die Nachricht, daß die ‚Tina‘ verloren gegangen sei. Aber sie selbst, Tina, ich will sie aufsuchen, zu uns in den Garten rufen, — das ist das Beste, — komm!“

Nur er allein trug ja das Entsetzliche als Geheimniß in sich, Niemand in der Stadt wußte, ahnte davon. So war's nicht zwingend, daß er schon in dieser Stunde forteilte; er konnte, mußte noch einmal mit Tina sprechen.

Eine Hilfe gab's nicht, — doch um Dodes willen; — was er wollte, im Sinne trug, wußte er nicht. Er faßte die Wangen der Geliebten plötzlich zwischen seine Hände, sah ihr in die Augen und sagte: „Du willst sein, wo ich bin? So komm!“ Und er küßte zum ersten Mal ihre Lippen; dann gingen sie.





Um fast zwei Stunden früher, bald nach dem ersten Auffunkeln der Sonne, hatte Tina, zu einem Ausgange angekleidet, das Haus verlassen. Gleichmäßigen Schrittes wanderte sie auf der breiten Landstraße nach Westen entlang, deren Seitenränder, mit wildem Zaungrabengewucher hoch verwachsen, sich einförmig neben ihr hinstreckten. Der Weg lag noch still, weder von Fußgängern, noch von Fuhrwerk belebt; einzig eine Goldammer wiegte auf schlanker Buschspitze ihre gelbe Brust im Glanzlicht des Morgens, ließ ihren kurzen Gesang hören, flog stets vor dem herankommenden Mädchen auf, saß abermals auf nickendem Gesträuch und wiederholte immer in gleicher Weise ihr eintöniges Lied. Es kam Tina, daß sie vor einiger Zeit gelesen, ein Dichter habe dasselbe in Worte übertragen, und nun vernahm sie diese deutlich auch jedesmal: „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!“ Sie nickte; das sang der goldig in der Sonne schimmernde Vogel, nie von ihr erreicht, stets wieder ein halbes Hundert Schritte vor ihr: „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!“ Nur einmal hielt sie kurz an; die Straße hob sich etwas und bot über ein graues Feldheckthor hin einen Rückblick auf die Hafen-

bucht. Blau dehnte sich unter dem wolkenlosen Himmel das Wasser an den Horizont in die offene See hinaus, ein Schooner mit weißglänzenden Segeln lief in Kreuzschlägen darüber. Darauf verweilten die Augen Tinas so lange, daß die Ammer zweimal vom gleichen Zaunsitz ihren Gesang anstimmen konnte; dann setzte sie den Fuß weiter.

Vor ihr links hinüber hoben sich hohe alte Ulmenwipfel, hinter denen, von hölzernen Pferdeköpfen am Giebel gekrönt, die Strohdachfirste mehrerer großer Scheunen halb hervortauchten; bald zweigte von der Landstraße ein breiter Baumgang dorthin ab, ließ an seinem Ende quervor gelagert die vielfensterige Vorderseite eines schloßartig stattlichen Gutsherrenhauses noch aus dem vorigen Jahrhundert gewahren. Darauf wandte sich die einsame Frühgängerin zu; unter dem dunklen Laubdach fiel jetzt Schatten mit einem kühlen Anhauch herab, daß es sie überfröstelte und ihre Hand unwillkürlich den leichten Sommershawl auf der Brust zusammenzog. Die Goldammer war hierher nicht mit abgebogen, ihr Ruf tönte nur noch verklingend von der Straße nach, bald nicht mehr vernehmbar. Dagegen kam von den Scheunen und Stallgebäuden des großen Gutes Geräusch der erwachten Thätigkeit; man hörte sie, das Auge nahm noch nichts davon gewahr.

Doch jetzt regte sich auch etwas. Durch die Stoppel eines schon abgeernteten Feldes schritt von der Seite her Jemand gegen den Baumgang, schwang sich mit kräftigem Satz über einen ziemlich breit abtrennenden Graben und stand unvorhergesehen zwischen den Stämmen. Der Be-

sitzer des Grund und Bodens war's, Asmus Lelenmerz, ersichtlich auf einer wirthschaftliche Ueberschau haltenden Morgenumwanderung begriffen. Unweit vor Tina gelangte er durch den Sprung in den Weg, er hatte sie nicht bemerkt gehabt, wie sie ihn nicht. Nun stutzte er zurück, sein Gesicht übergoß sich urplötzlich mit einer hochrothen Färbung, mechanisch riß er nur hastig den breiten Krempbut vom Kopf, doch stand wortlos wie angenagelt auf dem Fleck still. Um ein Wimperzucken lang that auch Tina das Nämliche, aber dann trat sie rasch, ihm die Hand zum Gruß hinstreckend, auf ihn zu und sagte: „Guten Morgen, lieber Freund."

Völlig verwirrt hielt Lelenmerz ihre Hand und erwiederte stockend: „Sind Sie es wirklich, Fräulein Tina, — kein schöner Traum, aus dem ich wieder, wie schon so oft, — und so früh? . . ."

Nach dem abgebrochenen Satz bedeckte die Röthe seine Züge noch tiefer; die Angesprochene fiel ein: „Haben Sie vergessen, daß Sie mich neulich eingeladen, Sie bald einmal hier zu besuchen?"

Ihre Lippen hatten einen Versuch gemacht, es in scherzendem Tone zu erwiedern, allein dieser entsprach dem Gewollten nicht, und sie fügte ernst nach:

„Es ist wohl ein Zeichen, daß ich Sie hier antreffe, ehe ich den Hof noch betreten. Mir ist, Lelenmerz, Sie haben am letzten Abend bei uns in Wirklichkeit etwas vergessen, — etwas, das Sie schon öfter sagen gewollt, wozu Sie vielleicht durch meine Schuld nicht gekommen. Oder durch die Gegenwart Anderer, ich weiß nicht, was

Sie abgehalten. Aber wenn's nicht Täuschung von mir ist, so wollte ich das Meinige thun und thue es heute Morgen, meine Schuld auszugleichen, an einem Platz, der keine Zuhörer besitzt."

Sie sah ihn freundlich an; der starke Mann zitterte, in raschem Wechsel völlig blaß geworden, wie ein von Furcht geschüttelter Knabe. Er hatte ihre Hand wieder ergriffen, es schien, als suche er einen nothwendigen körperlichen Halt daran. Und stotternd entgegnete er nur: „Tina, — verstehe ich, — was Sie —?"

„Habe ich recht verstanden, Ihr Traum, daß ich manchmal hierher gekommen, sei ein schöner für Sie gewesen? Wenn das so war, will ich versuchen, was in meiner Kraft ist, ihn zur Wirklichkeit zu machen. Verlangen Sie von den Lippen nicht mehr, die Hand spricht das Uebrige."

Sie drückte dazu die seinige; das Unglaubliche, was er nicht zu hoffen gewagt, war nicht Traum, sondern Wahrheit in hellem Morgensonnenlicht. Ueberwältigt kniete er mit einer schlichten Natürlichkeit vor ihr nieder, wagte es, ihre Hand zu küssen, stammelte: „Du willst meine Frau sein, — wie soll ich Dir Deine Güte danken, daß Dein Mund gesprochen hat, was meiner nie herausgebracht hätte?"

„Nein," — sie hob ihn hastig auf, — „halte mich nicht für zu gut! Das magst Du nach Jahren beurtheilen, wenn Deine Frau sich Dir bewährt hat, — heute bin ich eigensüchtig und fordere von Dir einen Kaufpreis für sie."

Ein mattes Lächeln ging ihr um den Mund, sie setzte schnell hinzu:

„Ich hätte Dir eine Mitgift gebracht, aber böses Wetter wollte es nicht. Meine Namensschwester, die ‚Tina', ist im Sturm untergegangen, und es kommt hoch, sehr hoch zu stehen, sie wieder zu ersetzen."

Asmus Lelenmerz hielt zaghaft-glücklich die Hand um ihre Schultern gelegt; er hörte nur halb, fiel mit noch beherrschungsunfähig schwankender Stimme ein: „Und Du willst sie nun wieder bauen, — natürlich, — ich will gleich —"

Einen Moment die Augen schließend, wiederholte Tina: „Sehr hoch kommt's, — es sind vierzigtausend Thaler, die ich brauche. Ist's Dir nicht zu viel, Deine Frau so theuer zu erkaufen?"

Nun schwand zum ersten Mal das noch Unsichere aus Lelenmerz' Gesicht, und ein inneres Jauchzen seiner Stimme nur kaum unterdrückend, antwortete er:

„Wenn ich betteln müßte, um mit Dir zusammen zu leben, welch' ein Mensch des Glückes wär' ich! Dich zu erkaufen, Tina? Ich weiß, dafür reichte kein Geld und kein Preis der Welt aus, denn es giebt auf der Erde nur Eine, die keine Eigensucht kennt, und die will meine Frau sein. Wenn Du sie mir noch einmal verleumdest, — weiß Gott, ich unterstehe mich und schließe Dir den Mund so zu, daß er nicht weiter sprechen kann."

Der Schüchterne hatte im Ueberschwange des Geschenkes, das der Morgen ihm gebracht, Muth gewonnen

und blickte bei seiner Drohung schalkhaft-scheu auf die heute ungewöhnlich blassen Lippen Tinas.

* * *

Der Weg von der Stadt bis zum Lelenmerz'schen Gute erforderte nur ungefähr drei Viertelstunden, und so war's noch immer Morgenfrühe, durch welche die Tochter des Senators zurückkehrte. Sie hatte das Herrenhaus nicht betreten; ihr neuer Verlobter begriff, daß sie sich um diese Stunde nicht dem verwunderten Gaffen der Leute auf dem Hof aussetzen mochte, und es drängte sie wieder heim, da ihr Vater sich von der Unglücksbotschaft des Schiffbruches sehr angegriffen zu Bett begeben habe. Doch sie hoffte, am Nachmittage mit ihm abermals heraus zu kommen, um Alles, was neu hergerichtet werden sollte, zu besichtigen und so zu berathen, wie es ihr als der künftigen, — baldigen, — Herrin auf dem Gut am besten gefallen werde. Auf diese Rathschlagung mit ihr zusammen freute Asmus Lelenmerz sich „unbändig", so leid ihm das Mißbefinden des „Herrn Senators" that. Aber dies werde gewiß rasch vorbeigehen, der Geldverlust von den vierzigtausend Thalern sei ja nicht der Rede werth, dazu brauche er nicht einmal eine Hypothek auf den Hof zu nehmen, sondern könne die kleine Summe von angelegten Erträgnissen aus den guten letzten Jahren rasch beschaffen. Die glücktrunkene Miene des Sprechers drückte aus, es war ein Nichts für das ihm zugefallene große Loos des Lebens; ein köstliches Dankgefühl erfüllte ihn beschwichtigend, daß er etwas thun, einen Beistand

leisten könne, nicht nur mit habgieriger Hand sich unverdient eines unermeßlichen Schatzes bemächtige. Selbstverständlich war's ja, daß seine Braut ihm gleich nach dem Eintreffen der üblen Nachricht vertraute, was sie für ihren Vater bekümmerte, ihm die Möglichkeit bot, ihr eine kleine Freude zu bereiten. Sie theilte ihm ein Geschenk damit zu, die schönste Mitgift, die er von ihr empfangen konnte; denn dasjenige, was Anderen sonst als solche wünschenswerth erscheinen mochte, das kalte, freundlose Geld besaß er ja selbst, wußte, wie nichtig es an sich sei, daß man sich kein Lebensglück damit zu erkaufen vermöge. Nein, — er mußte halb närrisch vor sich hin lachen, wie er jetzt am Rande des Baumganges stand und der auf der Straße Davonschreitenden nachwinkte, — für Gold und Silber Lebensglück, eine Frau, Tina Gundermann kaufen! Undenkbarer hätte nichts auf Erden sein können.

Auch sie winkte einige Male mit der Hand, dann verdeckten Feldzäune den Rückblick; darüber gewahrte dieser nur noch die hohen, dunklen Ulmenwipfel aufragen. Ein paar Athemzüge lang hielt Tina umgewendeten Gesichtes an. War es ein Traum gewesen, daß sie eben dort gestanden, — eine Fortsetzung des Traumes, der in der Mondmitternacht begonnen, als sie ihren Bruder auf dem Rande ihres Bettes sitzen zu sehen vermeint?

Nein, diese glanzhelle Morgensonne war kein Traumgebild; ihr Licht und ihre Wärme sprachen zu vollwachen Sinnen. Nur anders hatten die Goldstrahlen gestern auf dem Grün der Blätter gelegen, als Tina durch die mit-

tägige Stille des Hauses in den Garten hinausgeblickt und ein altes Volkslied vor sich hingesummt.

Ihr Kopf machte einen kurzen, festen Ruck, als werfe sie etwas von den Augen ab, und sie ging weiter. Rascher jetzt; die Kirchthurmuhr der Stadt trug ihr Glockenschläge entgegen, es war die achte Morgenstunde. Wie genau sie den Schlag kannte, er vibrirte ihr seltsam nach. Tausendmal hatte er sie zur Schule gerufen, ihren verspäteten Schritt hastig-unruhig zum Lauf beschleunigt.

Kindersorgen und -Aengste, welche wundersam selige Zeit! Wie von der Hand einer Vorsehung, von der Vaterhand behütet, die gleich der Sonne alle Bangen regenden Wolken immer wesenlos zergehen ließ. Kein Dank vermochte je dafür zu vergelten.

Da lag unter der Hügelwölbung wieder die blaue Seebucht hingelehnt, drunten davor die Stadt mit den braunen Dächern, zur Rechten und Linken weit übersehbar stilles Gefild, Felder, Wiesen und Holzungen. Hier und dort blitzten helle Punkte auf, loschen aus und kehrten gleichartig wieder; es waren Sensen, die den Roggen schnitten. Man sah es den Mienen der Landleute an, das Jahr brachte reiche Ernte, trotz den Hagelstürmen, welche die letzten Wochen mit sich geführt. Wo diese hineingeschlagen, lag freilich die Hoffnung vernichtet, aber es hatte nicht Viele heimgesucht, weitaus die Meisten waren verschont geblieben. Das Unheil kam nur strichweise, betraf nur Einzelne, und die Gesammtheit ward nicht dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Sie brachten fröhlich ihre Ernte ein, dankbar gegen eine gute, väterliche Vorsehung.

Den Vereinzelten, die mit leeren Händen daneben standen, mochte es allerdings schwer fallen, an jene zu glauben, ebenfalls Dank zu empfinden. Das ließ sich auch wohl nicht von ihnen fordern, doch ein Anderes dafür, sich ohne Neid und ohne Klage fest und still in's Unabänderliche zu fügen. Vielleicht hatten sie es vordem, in anderen Jahren, gut gehabt; das war das ihnen Zugemessene gewesen. Und wie es sein mochte, für eine willensstarke, gesunde Natur blieb es unwürdig, nutzlos und thöricht, in vergeblicher Auflehnung zu murren.

Nun zog zwischen dem Aufblinken der Sensen eine andre Bewegung den Blick Tinas an sich. Etwas Helles und Farbiges im Grün, auf dem Fußweg über eine Weidekoppel daherkommend, ein Strohhut und ein weibliches Sommerkleid, doch offenbar nicht Landleuten angehörig. Auch sprach Bekanntes für Tina daraus, wie unwillkürlich ihr scharfes Auge sich darauf geheftet; dann verblieb ihr kein Zweifel, ihr Bruder und Dode seien es, die miteinander durch die Niederung dem Garten zuschritten. Manchmal hielten sie kurz an, zu welchem Zwecke ließ sich nicht erkennen, nur daß sie dann dichter zusammenrückten, wie zu einer einzigen Gestalt wurden. Folkart aber war Derjenige, nach welchem seine Schwester zunächst zu suchen im Sinn trug; den günstigen Zufall nützend, lief sie jetzt, um den drüben Gehenden an der Ausmündung des Feldpfades in den breiteren Weg zuvorzukommen. Dies gelang ihr über Erwarten, denn an der Kreuzungsstelle eingetroffen, gewahrte sie noch nichts von ihnen, sodaß sie ungeduldig den Trittstein des Fußsteig's überstieg,

ihnen um einen Zaunwinkel hin entgegen zu sehen. Da traf ihr Blick Beide dicht vor sich, stehengeblieben und sich mit den Armen umfaßt haltend. Sie erschraken unwillkürlich etwas beim plötzlichen Hervortauchen der weiblichen Gestalt, die, wortlos von dem Anblick überrascht, in kurzer Entfernung von ihnen anhielt. Dann erkannte Folkart sie, trat rasch auf sie zu und sagte: „Dode ist meine Braut, — ich wollte zu Dir, Schwester.“

„Deine Braut?“

Tina wiederholte es mit einem Ton des Nichtbegreifens, doch zugleich mit einem sonderbaren, wie nach innen zurückbebenden Aufklang der kurzen Worte. Und unbeweglich starr hafteten ihre Augen während der Dauer eines Herzschlages auf dem lebensfreudig blühenden Antlitz Dodes.

Ohne Neid und Klage!

Nun streckte ihre Hand sich hastig vor: „Ich suchte auch nach Dir, Folkart.“ Sie nahm seinen Arm: „Gleich, Dode! Ich muß nur ein paar Worte mit ihm sprechen.“ Ihn mit sich fortziehend, fragte Tina:

„Weiß sie —?“

„Nichts. Ich kann's ihr nicht —“

„Warum solltest Du's auch? Es ist ja nichts.“

Er wandte befremdet den Blick in ihr Gesicht. „Was hast Du, Schwester? Ich verstehe Dich nicht, — Du siehst sonderbar heiter aus.“

„Wie sollt' ich's nicht, wenn ich Euch Beide glücklich sehe, — so unerwartet, — daß ich's noch nicht fasse, nur nicht zweifeln kann, daß es so ist.“

Sie zog seine Hand in ihre und fuhr, leise sprechend, schnell fort: „Wir haben heute Nacht schlimm zusammen geträumt, Folkart, wie wir's wohl auch als Kinder einmal gethan. Aber gottlob, es ist heller Morgen und war nur ein Traum. Geh' nach dem Rathhause und nimm den Brief, den Du geschrieben, wieder an Dich; Du wirst Bürgermeister in unserer Stadt bleiben, es fortan in Wirklichkeit sein, denn unser Vater wird, nach seinen Jahren der Ruhe bedürftig, sein Amt niederlegen, damit er sich seinem durch den Untergang der ‚Tina' gefährdeten Handelsgeschäfte allein hingeben kann. Du hast Dich getäuscht in dem, was Dich gestern erschreckte; es war ein Kapital vorhanden, das nicht in Anschlag gebracht worden. Die Rechnung des Hauptbuches stimmt, nur ein Versehen in der Eintragung hat stattgefunden, das in den nächsten Tagen richtig gestellt sein wird. Deiner Einsicht wird es nicht schwer fallen, dies in der nöthigen Weise ins Werk zu setzen. Frage mich jetzt nicht; Dode begreift nicht, was ich so lange allein mit Dir spreche. Meine Hand sagt Dir, Du kannst Dich ruhig auf das eben Gehörte verlassen. Es ist die Hand Deiner Schwester, die Dich nie getäuscht hat."

Tina ließ jetzt den Arm des Bruders, wandte sich und ging rasch auf Dode zu. „Du Folkarts Braut? Ich mußte erst von ihm hören, wie das Unglaubliche so plötzlich geschehen. Also Liebe war die Feindschaft zwischen Euch? Wer hätte so schönen Ausgang von ihr erwartet! Du Glückliche!"

Sie schloß Dode fest in die Arme und küßte sie schwesterlich, wieder und wieder. Folkart kam ebenfalls heran

und stand mit vergeblich umsuchenden Gedanken daneben, doch in seine Augen war der Glanz der frühen Morgenstunde zurückgekehrt, als er, die Geliebte zuerst umfaßt haltend, alles drohende Dunkel der Nacht vergessen. Nicht zu enträthseln war's, was geschehen, aber ein Blick der Schwester sprach ihm nochmals: „Glaube und sei glücklich!" Ihre Lippen fügten nach: „Nun laßt uns nach Hause gehen, es auch dem Vater zu verkündigen, — welch schöner Tag!"

Sie drehte das Gesicht bei den letzten Worten und blickte in die goldfunkelnde Sonne; Dode griff nach ihrer Hand: „Du Gute, Liebe, die unser Glück so freudig macht!"

„Gewiß, doch," — ein Kopfschütteln und ein Lächeln begleitete die Erwiederung Tinas. — „Güte und Selbstlosigkeit ist leider nicht allzu reichlich dabei. Ich besitze wohl Grund dazu, denn ich habe mich gleichfalls heute Morgen verlobt."

„Du?" Von zwei Seiten flog es wie aus einem Munde, und Dode wollte hinzusetzen: „Mit —"

Rasch fiel Tina ein: „Ja, mit Asmus Lelenmerz. Am letzten Abend, als er bei uns war, fragte er mich, — Eure feindselige Liebe hat natürlich nicht darauf geachtet, hatte Wichtigeres zu thun. Er bat mich, zu überlegen; das brauchte ich eigentlich nicht mehr, denn ich weiß seit Langem, er ist ein vortrefflicher Mensch, wie eine Frau ihn nur wünschen kann. Und ich wußte auch, wie er auf die Antwort warte, und da der Morgen so schön war, ging ich selbst hinaus und brachte ihm mein Ja. Ihr seht mich an, — es hat wohl ein Bischen eitel geklungen, daß Jemand so auf eine Antwort von mir harre? Aber er that's doch."

Sie lachte fast übermüthig dazu. In den Augen Folkarts zuckte etwas, und sein Blick suchte mit einem schreckhaften Ausdruck wie in's Innere des Gesichtes der Sprecherin einzudringen, glitt aber fruchtlos an der ruhigen Oberfläche desselben ab; so heiter hatte er seine Schwester nie gesehen. Sie sprach fröhlich weiter: „Welche Ehre wird es für mich sein, wenn ich mir das Vergnügen mache, den Herrn und die Frau Bürgermeister nachbarlich zu mir zu Tisch zu laden und ihnen zu besserer Bequemlichkeit meinen Wagen in die Stadt schicke.“ Folkart hielt den Arm wieder um Dode gelegt, und die Drei schritten der Rückseite des Gartens entgegen.





Asmus Lelenmerz hatte nach dem Fortgange Tinas keine Ruhe gefunden, sich weiter landwirthschaftlicher Umsorge hinzugeben, ebenso wenig vermochte er geduldig auf ihre verheißene nachmittägige Wiederkunft zu warten. Er begab sich in seine Schreibstube, lief darin ein paar Minuten in zwecklos-unsinniger Hast hin und her, stand einmal und lachte wie närrisch die Wände an. Dann riß er plötzlich das Fenster auf, rief auf den Hof hinaus: „Anspannen! Schnell!" Und mit glückstrahlendem Gesicht, doch zitternd fliegenden Fingern suchte er in einem Kassenschrank eine Anzahl von Papieren zusammen; man hätte nicht geglaubt, daß seine nüchternen Augen so zu leuchten im Stande seien. Draußen tönte schon ein Rollen und Pferdeschnauben, ein eleganter Jagdwagen bog um die Ecke vor die Thür, aus der Lelenmerz im nächsten Augenblick hervorkam. Ein kurzer Wink: „Bleib! Ich fahre selbst!" ließ den Kutscher vom Bock abspringen, auf den der Gutsherr sich, eilig die Zügel ergreifend, emporschwang. Ein Peitschenknall, und das feurige Gespann flog durch den dunklen Baumgang davon, schwenkte nach Sekunden schon droben zur Rechten in die Landstraße um und jagte

der Stadt zu. Die beiden Rappen mochten über das ungewohnt häufige Klitschen der Peitschenschnur an ihren Ohren vorbei verwundert sein, aber sie hatten wie immer ihre gute Morgenhafer-Ration vorgesetzt gehabt, und das blitzgeschwinde Traben machte ihnen selbst Vergnügen.

So geschah's, daß der Wagenlenker noch Vorsprung vor Tina gewann, rascher noch als sie die Stadt erreichte. Er wollte am Hause des Senators vorüberfahren, zum Markt, an dem sich die Wohnung seines Bankiers befand, doch nun sah er grade seine Braut mit ihren Begleitern durch's Feld gegen den Gartenrand herankommen. Das war zu viel, um seine Absicht nicht für den Augenblick über den Haufen zu werfen; ohne sich zu besinnen, riß er die Zügel plötzlich zurück, sprang ab und lief, Pferde und Wagen stehen lassend, den drüben Wahrgenommenen entgegen; man hätte auch nicht geglaubt, daß er zu solcher unvorsichtigen Achtlosigkeit im Stande sei. Doch, wie die Andern nun herankamen, stand er, mit dem ganzen Gesicht strahlend und lachend, am Zugang des Gartens und empfing seine Verlobte mit den Worten: „Ich dachte noch vor Dir mit dem Bauholz für die neue ‚Tina‘ da zu sein, aber es hat doch nicht gereicht, daß ich vorher bis an den Markt hin und zurückgekommen. Ich bin so saumselig bei Allem, Du mußt mich erst besser erziehen.“

Sie verstand, was er mit dem „Bauholz“ ausgedrückt, ihr Gesicht zeigte keine Ueberraschung, daß er hier sei, von ihrem Munde kam nur die Erwiederung: „Sie sind, — verzeih', es ist mir noch ungewohnt, — Du bist so gut.“

Folkart und Dode waren ein wenig zurückgeblieben; bei dem letzten Wort fiel jählings eine weiße Blässe über die Züge der Sprecherin, hinter ihr sagte eine fröhliche Stimme: „Guten Morgen, Fräulein Tina! Wie steht's mit der Segelfahrt? Der Wind könnte nicht besser sein, als heute.“

Eine Sekunde blieb die Angesprochene noch abgewandt stehen, als ob sie nichts vernommen. Doch dann drehte sie rasch den Kopf: „Guten Morgen, lieber Freund. Ihre Aufmerksamkeit ist sehr liebenswürdig, aber heute kann ich den guten Wind nicht mit benutzen. Da Sie grade dazukommen, will ich's Ihnen gleich als dem ersten unserer Freunde mittheilen, daß Sie mir Glück wünschen können, weil ich mich eben mit Herrn Lelenmerz verlobt habe.“

Der junge Kapitän Henrich zur Modden griff plötzlich mit der einen Hand nach dem Gartengeländer neben ihm. „Verlobt? Sie?“ Und wie an seinem Gehör zweifelnd, sah er ihr, gleichartig wie sie ebenzuvor erblaßt, starr in's Gesicht.

„Ja, Dode und ich haben es zusammen heute Morgen gethan; bei uns Beiden war die Absicht schon länger vorhanden.“

Tina ward unterbrochen; Jakob Carstens hatte vom Hause her die draußen Stehenden wahrgenommen, kam durch die Thür heran und sagte: „Guten Morgen, Fräulein T—Tina. Ich möchte bitten, daß S—Sie, — der Herr Se—Senator schläft heute Morgen länger als s—sonst, ich habe schon ein p—paarmal bei ihm gekl—klopft.“

„So will ich ihn wecken; er ist heute Nacht erst sehr spät zu Bett gekommen.“

Das schnelle Eingehen Tinas auf den Wunsch des Buchhalters ließ durchempfinden, daß sie im Augenblick besonders dazu erbötig sei, seiner Aufforderung zu willfahren. Rasch trat sie, ohne den Blick mehr aufzuheben, in's Haus ein; die Zurückbleibenden standen mehr oder weniger etwas ungewiß, ein Gespräch anzuknüpfen. Nur Asmus Lelenmerz war heute die sonst unberedte Zunge gelöst; Folkart die Hand hinstreckend, sagte er: „Also Sie haben es heute in der Frühe ebenso gemacht wie Tina und ich, — das ist ein Familienmorgen, — ich denke, wir lassen gleich das ‚Sie‘ bei Seite, Herr Schwager, wenn's Ihnen und der zukünftigen Frau Schwägerin recht ist.“

„Gewiß.“ Die Beiden erwiederten es zugleich im nämlichen Tone und reichten dem neuen Verwandten freundlich die Hand. Seine treuherzige, vom Glück überquellende Sprache mußte für ihn einnehmen; zwar begriff Dode die Entscheidung Tinas nicht, sie hatte bisher Anderes geglaubt, aber zweifellos hatte dieselbe einen guten Mann gewählt. Lachend drehte Lelenmerz sich gegen Henrich zur Modden um: „Nun sollten Sie sich auch eine Kapitänin an Bord nehmen, freilich Sie sind noch so jung und haben Zeit. 's ist nur gut, daß Sie nicht die ‚Tina‘ gehabt und mit ihr malheurt sind. Was ist Ihnen, Kapitän? Sie sehen ja auf einmal furchtbar schlecht aus. Haben Sie noch nicht gewußt, daß die ‚Tina‘ untergegangen ist?“

„Ja, — etwas schwindlig, — nein, — das wußte ich nicht, — untergegangen."

Da unterbrach Jakob Carstens wieder, der Tina in's Haus nachgefolgt war. Doch seiner sonstigen ruhigen Bewegungsart zuwider, kam er gegenwärtig auf unsicheren Füßen gelaufen und brachte, mit der Zunge fast bei jedem Wort anstoßend, kaum hervor:

„Herr B—Bürgerm—meister —"

Folkart stimmte Lelenmerz bei: „Ja, Sie sehen wirklich etwas angegriffen aus, zur Mobben, — was soll ich, Herr Carstens?"

Der Buchhalter stotterte mit größter Anstrengung:

„Der Herr Se—Senator l—liegen im B—Bett und r—rühren sich g—gar nicht. Er ist g—ganz weiß im Ge—Gesicht, — ich gl—gl—aube —"

„Was glauben Sie?"

„Er ist t—t—to—to—"

Dode stieß einen Schrei aus und stürzte auf das Haus zu, aus dem Rufe klangen: „Zum Doctor!" Blitzschnell flog durch den benachbarten Stadttheil die Kunde, bei dem Herrn Senator habe sich ein Unglück zugetragen, eine Menge von Leuten sammelte sich in wenigen Minuten vor dem Hause an, machte dem herzulaufenden, von dem Apotheker Döbbelin begleiteten Arzte Platz. Die Letzteren begaben sich in das Schlafzimmer, wo die Hausangehörigen nebst Lelenmerz und zur Mobben athemlos um das Bett des unbeweglich Daliegenden standen. Der Arzt bückte sich über ihn, befühlte die völlig kalte Stirn, den Puls, schüttelte den Kopf und murmelte: „Ein Schlag im Schlaf,

schon vor Stunden." Sich aufrichtend, fügte er nach: „Es ist nutzlos, noch Hoffnungsworte zu machen. Hat den Herrn Senator vielleicht gestern Abend irgend eine heftige Aufregung betroffen?"

Einen Augenblick antwortete Niemand, dann erwiederte Tina mit fester Stimme: „Ja, allerdings; er hatte die Anzeige vom Untergange eines unserer Schiffe erhalten."

„Das hat unserer Stadt diesen unersetzlichen Verlust zugefügt." Die Stimme des Apothekers Döbbelin war's, die sich in ernster Bewegung dem Verklingen derjenigen Tinas anschloß. „Verzeihen Sie, wenn ich, scheinbar unbefugt, hier in dem Trauerhause das Wort nehme, aber die Allgemeinheit besitzt ein Anrecht, diesen so schmerzlichen Fall in seinem Entstehungsgrunde voll aufgehellt zu sehen. Leider muß ich mich selbst dabei einer, wenn auch durchaus schuldlosen, Mitwirkung bezichtigen."

Er hatte ein wenig von dem geringen Flüssigkeitsreste eines am Bett Gundermann's stehenden Wasserglases gekostet und fuhr, die Umherbefindlichen anblickend, fort:

„Sie täuschen sich, verehrter Herr Doctor, allerdings in vollständigst begreiflicher, fast nothwendiger Weise. Doch es liegt zweifellos kein Schlaganfall vor, sondern eine tiefbetrübende Irrung von Seiten des unvergeßlich uns plötzlich Entrissenen, über welche ich allein Licht zu verbreiten im Stande bin. Es mag vor viertehalb Monaten gewesen sein, noch ehe wir den glücklichen Ge-

danken der Erwählung des Herrn Bürgermeisters gefaßt hatten, — ich erinnere mich jetzt genau, es war am Tage der tödtlichen Erkrankung des gewesenen Herrn Bürgermeisters, — als der Herr Senator in meiner Officin vorsprach, um, wie derselbe es gern in seiner Gepflogenheit hatte, meine Meinung über einige Gegenstände des städtischen Interesses zu vernehmen. Der Tag besaß für die Jahreszeit eine ungewöhnliche hohe, das Durchschnittsmaß weit übersteigende Temperatur, und der Herr Senator entnahm bei jenem Anlasse zwei Gläser mit Brausepulver aus meiner Apotheke. Er äußerte, es sei bei der Wärme wünschenswerth, dasselbe im Hause zu haben. Dann fiel ihm noch ein, sich zur Vertilgung von Wander-Ratten in seinem Geflügelstall etwas Arsenik von mir geben zu lassen, — ich glaube, Herr Doctor, Sie werden mir keinen begründeten Vorwurf machen, daß ich einer Persönlichkeit von der allbekannten Umsicht des Herrn Senators das Gewünschte ohne ärztliche Anordnung verabfolgte, — um der äußeren Aehnlichkeit mit dem Brausepulver willen schrieb ich indeß auf das mit einem Todtenkopf gekennzeichnete Glas noch extra das Wort „Gift“ hinzu und unterstrich dieses. Aber dem Verhängnisse gegenüber erweist sich menschlicher Vorausblick machtlos. Nachdem ich, — von einer unheilvollen Ahnung erfaßt, — den Rest dieses Glases einer Prüfung unterzogen, kann es keinem Zweifel mehr begegnen, was geschehen, daß der Herr Senator die Absicht gehegt, die naturgemäße Aufregung über den uns mitgetheilten Verlust seines Schiffes bei schlaflosem Zustande durch den Genuß eines Brausepulvers etwas zu beschwichtigen. Zu

diesem Behufe, muthmaßlich ohne Licht anzuzünden, in der unsicheren Beleuchtung der Mondnacht aus dem Bett aufgestanden, hat er sich in den Gläsern getäuscht, dem Trunke Arsenik zugemischt und nach dem unerforschbaren Willensschlusse der Vorsehung selbst seinen tieftrauernden Angehörigen und unserer Stadt den Schmerz dieser Stunde und niemals zu ersetzende Einbuße bereitet. Ich glaube dem Gefühle aller draußen vor dem Hause des Leides Versammelten Ausdruck zu geben, wenn ich dem Abgeschiedenen hier als letzten Dank ausspreche, daß er uns in seinem hochbegabten Sohne eine Hoffnung auf Bewährung väterlichen Erbtheiles und auf einen zukünftigen Ersatz für den Unvergleichlichen hinterlassen hat."

Das Letzte sprach Herr Döbbelin mit einer tief ernstachtungsvollen Verneigung gegen den jungen Bürgermeister, der in lautlosem Schweigen eine der kalten Hände seines Vaters hielt. Ueber die Leiche desselben lag Dode in halber Bewußtlosigkeit schluchzend hingestreckt; nur Tina besaß Fähigkeit zu Regung und Sprache, streckte jetzt dem Apotheker über den Todten die Hand hinüber und sagte dazu mit der nämlichen sicher-festen Stimme wie vorher: „Ich danke Ihnen in unserem Namen, Herr Döbbelin, für die Erklärung, wie das Furchtbare geschehen ist; es wäre sonst uns Allen unbegriffen geblieben."

Unter einer abermaligen stumm-tiefen Kopfneigung trat nun in schicklicher Weise der Apotheker, den Arzt mit sich ziehend, zur Thür, um die Familien-Angehörigen im Sterbezimmer allein zu lassen. Tina drückte das Gesicht des Vaters sanft zwischen ihre Hände und sagte leise:

„Schlaf' ruhig!" Aufsehend traf sie mit dem Blick in das Antlitz Henrichs zur Modden, der in der Stube geblieben war. Doch ihre Augen gingen schnell an ihm vorüber, suchten Asmus Lelenmerz und, die Hand desselben erfassend, sprach sie: „Das dachten wir vor einer Stunde nicht; laß Deine Hand nicht von mir, ich habe es nöthig, daß sie mich fest hält. Du hörst es nicht mehr, lieber Vater, was wir Dir sagen wollten, aber Dein Gedächtniß bleibt uns und unserer Stadt, und wird schön in ihr fortleben, wie Herr Döbbelin es gesprochen."



Druck von Carl Marquart in Leipzig.



**Jensen, Wilhelm. Die Pfeifer vom** Dusenbach. Eine Geschichte aus dem Elsaß. Zweite Auflage. 2 Bde. 8°.

brosch. 6 ℳ — ₰, geb. 8 ℳ — ₰

**— —. In der Fremde. Roman in** zwei Büchern. Dritte, durchgesehene Auflage.

brosch. 4 ℳ — ₰, geb. 5 ℳ — ₰

**— —. Runensteine. Roman.** 3. Auflage.

6 ℳ — ₰, geb. 7 ℳ — ₰

**— —. Vier Weihnachtserzählungen.**

broschirt 3 ℳ — ₰

In Original-Weihnachtsband mit Goldschnitt und einem Titelbild von Emil Lugo. 5 ℳ — ₰

**— —. Jahreszeiten. Roman. 2 Bde.** 8°. broschirt 10 ℳ — ₰, eleg. geb. 13 ℳ — ₰

**— —. Im Vorherbst. Gedichte.**

br. 3 ℳ — ₰, eleg. geb. 5 ℳ — ₰

**— —. Die Kinder vom Oedacker.** Roman. 2 Bände. br. 10 ℳ — ₰., geb. 13 ℳ — ₰

**— —. Ueber die Wolken. Roman.** Dritte neu durchgesehene Auflage. brosch. 4 ℳ — ₰

gebunden 5 ℳ 50 ₰

**Kaden, Waldemar, Neue Welschland**-bilder und Historien. 8°. 6 ℳ — ₰

**Kapff-Essenther, F. v., Allerlei Liebe.**
Sechs Novellen. 8°. broschirt 5 ℳ — ₰.
hochelegant gebunden 6 ℳ — ₰.

**— —. Mein Wien. Wiener Sitten-**
bilder. (Neue Folge.) 8°. broschirt 5 ℳ — ₰.
eleg. geb. 6 ℳ — ₰.

**— —. Glückbeladen. Roman.**
broschirt 4 ℳ — ₰, gebunden 5 ℳ — ₰

**— —. Neue Novellen. 2 Bände.**
broschirt à 4 ℳ — ₰, gebunden à 5 ℳ — ₰
(Auch einzeln.)

**Klein, Hugo, Zauberkünste. Novellen.**
brosch. 4 ℳ — ₰, geb. 5 ℳ 50 ₰

**Lotheißen, Ferd., Zur Sittengeschichte**
Frankreichs. Bilder und Historien. 1885. (VII, 327 S.)
8°. 5 ℳ — ₰, geb. 6 ℳ 50 ₰

* **Mantegazza, P., Physiognomik und**
Mimik. 2 Bde. Mit über 100 Abbildungen.
brosch. 10 ℳ — ₰, gebunden 12 ℳ — ₰

**Mars im Flügelkleide. Lose Bilder**
aus den Flitterwochen des Lieutnantslebens. Mit
66 Orig.-Illustr. gr. 8°. Neue Ausgabe.
broschirt 1 ℳ 20 ₰.

**Nordau, Max, Die conventionellen**
Lügen der Kulturmenschheit. 14. rechtmäßige Aufl.
gr. 8°. brosch. 6 ℳ — ₰., geb. 7 ℳ 50 ₰

**Nordau, Max, Paradoxe.** 4. Aufl. gr. 8°.
6 ℳ — ₰, geb. 7 ℳ 50 ₰

— —. **Paris unter der dritten Republik.** 4. gänzlich umgearbeitete Aufl. (Novität! 1890).
brosch. 6 ℳ — ₰, geb. 7 ℳ 50 ₰

— —. **Die Krankheit des Jahrhunderts.** Roman. 2 Bände. 1. rechtmäßige Ausgabe.
10 ℳ — ₰, geb. 12 ℳ 80 ₰.

— —. **Vom Kreml zur Alhambra.** Kulturstudien. 2 Bde. Dritte vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8°. 12 ℳ — ₰., geb. 15 ℳ — ₰

**Parlow, Dr. Hans, Kultur und Gesellschaft im heutigen Spanien.** 8°.
brosch. 5 ℳ — ₰, fein gebunden 6 ℳ — ₰

— —. **Bilder und Träume aus Spanien.**
brosch. 6 ℳ — ₰, eleg. geb. 7 ℳ — ₰.

* **Passarge, L., Henrik Ibsen.** Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen National-Litteratur. Mit dem Portr. und Facsim. Ibsens in Stahlst. gr. 8°. eleg. geh. 6 ℳ — ₰

* — —. **Sommerfahrten in Norwegen.** Reiseerinnerungen, Natur- und Kulturstudien. Zweite umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. 8°.
10 ℳ — ₰, geb. 12 ℳ 80 ₰.

* — —. **Aus dem heutigen Spanien** und Portugal. Reisebriefe. 2 Bände. 8°.
10 ℳ — ₰, geb. 12 ℳ 80 ₰




32101 068391695

